# Erloschene Sterne.

Roman aus dem Harze

von

O. Elster.





Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1896.

## I.

Wie die Zeit vergeht! Fast zwanzig Jahre waren verflossen, seit er zum letzten Mal in den düsteren Tannenforsten seiner Heimathberge umhergestreift, seit er zum letzten Mal mit sehnsüchtigem, erschauernden Blick hineingeschaut in die lieblichen Waldthäler, in die schroffen finsteren Felsenschluchten, seit er zum letzten Mal von den Felsengipfel des gewaltigen Bergriesen, des sagenumwobenen Blocksberges, des Gespenster- und Geisterberges Norddeutschlands seine Augen hatte hinschweifen lassen über das wildbewegte Meer der Berge und Wälder, das sich in nebelhafter Ferne in der in Sonnenglanz und Wolkenduft verhüllten Ferne verlor. Fast zwanzig Jahre!

Wie die Zeit vergangen war und welche Veränderungen sie mit ihm und der Welt hervorgebracht hatte!

Damals, als er dem grünen Bergeshimmel seiner Jugend entflohen, ein Jüngling von zwanzig Jahren

die Seele angefüllt mit hochfliegenden Plänen und das Herz so voll von Sehnsucht und Liebe und Schmerz! Jetzt ein Mann von fast vierzig Jahren, dessen Auge still und ernst geworden war, dessen Lippen stumm und schweigend auf einander gepreßt waren, in dessen hoher Stirne die Gedankenarbeit leichte Runen gegraben an dessen Schläfen sich bereits einzelne Silberstreifen zeigten und in dessen Herzen statt der Liebe zum Menschen, die Liebe zur Menschheit, die Liebe zum All eingezogen war.

Damals ein schlanker Jüngling mit blondem Lockenhaar und den ersten weichen Flaum auf Lippe und Wange, jetzt ein stattlicher Mann mit einfach gescheiteltem Haupthaar und einem langen blonden Vollbart, der ihm bis auf die breite Brust niederwallte.

Damals ein unwissender, trotziger, aufschäumender Jüngling, jetzt ein ernster Mann der Wissenschaft, dessen sichere, geschickte Hand tausenden von Menschen das Augenlicht erhalten und wiedergegeben hatte.

Damals ein leidenschaftlicher Knabe, der vermeinte, den Verlust der Geliebten nicht ertragen zu können, jetzt ein einsamer Mann, der mildlächelnd an die Leidenschaft der Jugend zurückdachte. — —

Der Wald öffnete sich nach kurzer Zeit vor dem einsamen Wanderer und ein liebliches Bild bot sich seinen Blicken dar. Umkränzt von den grünen, im Sonnenglanz schimmernden Wäldern lag ein Städtchen da, dessen kleine zierliche Häuser an den Abhängen der Berge emporkletterten und sich schutzsuchend zu Füßen eines alterthümlichen, vielthürmigen, grauen, moos- und epheuumzogenen Schlosses schmiegten. Ueber das Städten hinweg sah man in die von der Spätnachmittagssonne überflutheten Ebene, während sich im Rücken des Ortes die Berge höher und höher emporthürmten, ihre Schatten mehr und mehr in die Ebene hinaussendend.

Der Wanderer athmete tief auf. Dann sah er sich nach einem Ruheplatz um und in seinem tiefblauen Auge leuchtete es überrascht auf, als er auf einer, im Schatten eines Felsen stehenden Bank ein junges Mädchen sitzen sah, dessen Auge träumend in die Ferne gerichtet schien, während ihre Hände über einen breitrandigen Strohhut zusammengefaltet im Schoße lagen.

Der Fremde trat näher mit höflichem Gruß den graugrünen Reisehut lüftend.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sprach er mit tiefer, sonorer Stimme, „wenn ich Ihre Einsamkeit störe. Ich komme vom Brocken und will da hinab

in das Städtchen. Aber der liebliche Anblick fesselt mich — ich möchte ein wenig hier verweilen — gestatten Sie mir ein Plätzchen auf der Bank?"

Ein schelmisches Lächeln huschte über das leicht erröthende Antlitz des jungen Mädchens, das rasch einen Strauß Waldblumen, der neben ihr auf der Bank lag, ergriff und etwas zur Seite rückte.

„Ich glaube, es ist Platz genug hier für uns zwei," entgegnete sie, lächelnd zu ihm aufblickend. „Ohne dem muß ich doch bald gehen . . . ."

„Wenn ich Sie vertreiben sollte, ziehe ich lieber meines Weges."

„O nicht doch, mein Herr. Sie vertreiben mich wirklich nicht. Zum Beweis dafür werde ich ebenso lange noch hier sitzen bleiben, wie Sie. Also bitte . . ."

Sie lachte ihn schelmisch mit den braunen Augen an und plötzlich stieg ein Bild in der Seele des Mannes empor — ein Bild aus längst vergangenen Tagen, das er längst, längst vergessen wähnte, und umhüllte seine Seele, sein Herz mit träumerischer Sehnsucht. Schweigend setzte er sich neben das junge Mädchen und blickte starr auf das Städtchen zu ihren Füßen nieder.

Eine Weile beobachtete das junge Mädchen mit lächelndem Erstaunen den schweigsamen Mann, auf

dessen Gesicht sich die Schatten ernster und trüber Erinnerungen senkten. Doch schließlich fand sie wohl dieses stumme Nebeneinandersitzen sehr langweilig oder wenig passend, ein Zug des Unmuths prägte sich auf ihrem hübschen Gesichtchen aus. Sie erhob sich und sagte in leicht spöttischem Tone: „Sie scheinen doch zu lange hier sitzen zu wollen, mein Herr. Bis zum Sonnenuntergang kann ich doch nicht warten. Ich will ihre schweigsame Einsamkeit nicht länger stören . . .“

Bei dem Klang ihrer Stimme schrack er leicht empor. Mit großen ernsten Augen blickte er sie an, daß ihr fast ängstlich ums Herz wurde.

„Fräulein Ottilie . . . .“ kam es verwirrt über seine Lippen.

„Woher wissen Sie meinen Namen?“ fragte das Mädchen auf das Höchste erstaunt.

„Ach, verzeihen Sie mir, mein Fräulein — der Name — er entschlüpfte mir unwillkürlich — ich kannte eine junge Dame jenes Namens, die Ihnen ähnlich sah. Wahrhaftig, je mehr ich Sie ansehe, desto größer wird diese mich tief ergreifende Aehnlichkeit . . . .“

Das Mädchen wich einen Schritt zurück. Ihr kam der Fremde so seltsam verstört, so wunderlich vor. Doch jetzt flog ein erhellendes Lächeln über das Ant=

litz des Mannes, er strich sich mit der weißen, schlanken Hand über die Stirn, die Augen und den langen blonden Vollbart, das freundliche, ungemein wohlthuend berührende Lächeln blieb auf dem schönen Mannesantlitz zurück, wie der Abglanz der eben versunkenen Sonne auf einer schönen, friedlichen Landschaft.

„Setzen Sie sich immerhin noch ein Weilchen, mein Fräulein,“ fuhr er fort. „Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten, mir kam vorhin nur eine Erinnerung, die mich so schweigsam machte. Ich will es wieder gut machen und damit Sie wissen, mit wem Sie es zu thun haben — mein Name ist Professor Dr. Robert Schäffler aus Berlin, augenblicklich auf einer Erholungsreise durch den Harz begriffen.“

Ein tiefes Erröthen überfluthete das Antlitz des jungen Mädchens, das verwirrt die Augen zu Boden schlug.

„Was werden Sie von mir denken,“ stammelte sie verwirrt. „Mein unartiges Benehmen vorhin . . .“

„Aber mein Benehmen war ja unartig. Bitte, mein Fräulein, nehmen Sie noch einmal Platz.“

Rasch folgte sie seiner Aufforderung. Aber sie wagte jetzt nicht mehr die Augen zu ihm aufzuschlagen, vergebens suchte sie nach Worten.

„Weßhalb sind Sie so still geworden, mein Fräulein?“ fragte er lächelnd.

Da schlug sie mit bittendem Ausdruck die großen, braunen Augen zu ihm auf.

„Ich — ich — kannte Sie nicht, Herr Professor . . .“

„Das glaube ich,“ lachte er belustigt auf.

„Und nun — nun sind Sie der berühmte Augenarzt, der weltbekannte Operateur . . .“

„Ei, ei, sehen Sie einmal, jetzt kennen Sie mich ja doch! Aber wenn ich auch der „berühmte Augenarzt,“ der „weltbekannte Operateur“ bin, so brauchen Sie deßhalb doch nicht so schüchtern zu sein. Vor Allem bin ich ein Mensch, Fräulein Ottilie, ein Mensch mit all den Fehlern und Gebrechen des Menschen. Wenn meine Wissenschaft, meine durch jahrelange Uebung geschickt gemachte Hand der leidenden Menschheit einige Dienste leisten konnte, so ist das nicht mein persönliches Verdienst, sondern das der Wissenschaft und aller jener Männer, die vor mir gewirkt, studirt und geforscht haben. Ich habe nur das Resultat aller jener Forschungen gezogen, wenn man für meine Erfolge auf dem Gebiete der Augenheilkunde jemanden danken will, so soll man der Wissenschaft danken, nicht mir. — Aber nicht diese

ernsten Gespräche! Sagen Sie mir, woher Sie meinen Namen kennen? Mein Name steht doch nicht in den Zeitungen oder in den Familienblättern Ihres Lesezirkels?"

Das junge Mädchen sah ihn ernst an. „Meine Mutter ist seit mehreren Jahren erblindet, da sprach unser Hausarzt von Ihnen. Sie könnten meiner Mutter gewiß helfen . . . ."

„Ah, und weßhalb kam Ihre Mama nicht zu mir? Ich verweigere meine Hülfe Niemanden, selbst dem ärmsten nicht . . ."

„Mama wollte nicht nach Berlin reisen, sie wies den Rath unseres Arztes, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen, zurück und so oft ich sie auch gebeten habe, sich doch an Sie zu wenden, sie weigerte sich und verbot mir zuletzt, von Ihnen zu sprechen."

Des Arztes Antlitz hatte einen tiefernsten Ausdruck angenommen. „Wollen Sie mir Ihren Namen nennen, mein Fräulein?" fragte er.

„Gewiß. Ich heiße Ottilie Fahrenbrink, wie meine Mutter."

„Ah, ich ahnte es. — Und Ihre Mama ist eine geborene Wendelin, Tochter des Revierförsters Wendelin auf Scharffenstein?"

„Allerdings — woher wissen Sie . . .?"

„Lebt Ihr Papa noch?“

„Nein. Er ist bereits seit zehn Jahren todt. Ebenso meine Großeltern. Mama und ich, wir leben in jenem Landhause, das Sie dort am Fuße des Schloßberges aus den Gärten hervorschimmern sehen. Aber wie konnten Sie nur wissen ....?“

„Ich war früher hier in der Gegend bekannt, Fräulein Ottilie,“ entgegnete der Professor tief aufathmend. Dann stützte er die Stirn in die Hand und blickte schweigend, mit ernstem fast traurigem Ausdruck in den großen tiefblauen Augen zu der kleinen, aber schmucken Villa am Schloßberge hinüber. Eine Welt von Gedanken und Erinnerungen spiegelte sich in seinem Auge wieder, warf tiefe Schatten auf seine hohe Stirn und zuckte in wehmüthigem Lächeln um den feingeschnittenen Mund.

Ottilie wagte das ernste Schweigen des Mannes nicht zu unterbrechen. Sie wagte auch nicht, sich zu entfernen, still saß sie an seiner Seite, mit scheuem Blick an seinem ernsten, sinnenden Antlitz hängend.

Nach einer Weile seufzte der Arzt tief auf. „Verzeihen Sie mir, Fräulein Ottilie, wenn ich wieder in Schweigsamkeit versank. Es ist das so meine Art, die ich selbst sehr häßlich finde. Aber erzählen Sie mir noch mehr von Ihrer Mama. Ich nehme Antheil

an ihrem Schicksal und wer weiß, vielleicht vermag ich ihr doch zu helfen."

„Ach, Herr Professor, wie dankbar würde ich Ihnen sein!"

„Danken Sie mir jetzt noch nicht, mein Kind. Erzählen Sie mir, wodurch Ihre Mama erblindete . . . doch noch vorher einige Fragen! Wie alt sind Sie?"

„Ich werde im Winter achtzehn Jahr," entgegnete Ottilie erstaunt.

„Haben Sie noch Geschwister?"

„Nein, ich bin das einzige Kind Mama's."

„Ist Ihre Mama öfter krank gewesen?"

„Nicht eigentlich krank, Herr Professor. Aber stets traurig und ernst, vorzüglich seit dem Tode Papas, der im Walde von einem Baum erschlagen wurde — Papa betrieb nämlich einen Holzhandel, jene Sägemühle dort im Thal gehörte ihm . . . ."

„Ja, ja, ich weiß," nickte der Arzt ernst. „So liebte Ihre Mama Ihren Papa wohl sehr?"

Ueberrascht blickte Ottilie auf. „Ich denke wohl," erwiederte sie zögernd. „Mama hat viel geweint in früheren Jahren, das scheint ihre Augen sehr angegriffen zu haben — aber, Herr Professor, alles was Bezug auf Mama's Erblindung hat, können Sie ja

viel besser von ihr selbst oder von unserem Arzt, dem Doktor Winter, erfahren ....“

„Sie haben recht. Aber es frägt sich nur, ob sich Ihre Mama von mir behandeln lassen will. Sie sagten schon, daß sie meinen Rath verschmähte, wenn sie nun hört, daß ich zu ihr kommen will, wird sie es nicht erlauben.“

Ottilie senkte traurig das Haupt. Sie erinnerte sich, mit welcher Heftigkeit ihre Mutter den Gedanken, Hülfe bei dem Professor Schäffler zu suchen, zurückgewiesen hatte und fürchtete, daß sie auch jetzt auf der Weigerung beharren würde.

„Vor Allem ist es nöthig,“ fuhr der Professor fort, „Ihrer Mama jede Aufregung zu ersparen. Wir müssen also schon zu einer kleinen unschuldigen List unsere Zuflucht nehmen. Ich werde mich unter einem anderen Namen bei ihr einzuführen suchen ...“

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Professor ...“

„Ich werde mit Doktor Winter sprechen. In meiner Absicht lag es, mich einige Wochen hier aufzuhalten, ich verfolge einen bestimmten Zweck mit meiner Reise, doch davon später! Sie werden in den nächsten Tagen von mir hören, Fräulein Ottilie, wenn ich mit Doktor Winter zu Ihrer Mama komme, dann verrathen Sie mich nicht.“

„Gewiß nicht, Herr Professor,“ entgegnete Ottilie mit Thränen in den Augen.

„Und nun leben Sie wohl für heute, liebes Fräulein. — Wir sehen uns bald wieder und der Himmel gebe, daß ich Ihrer Mama helfen kann.“

Seine tiefe Stimme bebte leise. Er bot ihr die Hände und sie legte aufschluchzend ihre Hände in die seinigen.

„Dank, tausend Dank,“ flüsterte sie.

Er drückte sanft ihre Hände, strich dann leise mit der rechten Hand über ihr lichtbraunes welliges Haar, sprach ein weiches „Auf Wiedersehen bei Ihrer Mama“ und entfernte sich rasch.

Mit großem, starren Auge blickte Ottilie dem Davonschreitenden nach, bis er im Walde verschwunden war. Dann sank sie auf die Bank zurück, eine Fluth von seltsamen Gedanken und Gefühlen durchwallte ihr Herz und wogte stürmisch in ihren Adern auf und ab. Sie wußte nicht, was mit ihr vorgegangen war; sie hätte aufjubeln mögen und doch perlten ihr die Thränen unaufhaltsam über die Wangen. Aber es war so süß -- dieses Weinen, dieses glückliche Weinen! — —

## II.

Es war ein rührendes Bild stillen ergebungsvollen Leidens und treuer kindlicher Liebe, die beiden Frauen, Mutter und Tochter, in den schattigen Laubengängen des Gartens der Villa Fahrenbrink auf und ab wandeln zu sehen. Die blinde Frau Fahrenbrink stützte sich nur leicht auf den Arm ihrer braunlockigen Tochter, die nicht ganz die stattliche Größe der Mutter erreichend, einem schlanken Reh aus den grünen Wäldern des Harzes glich.

Frau Ottilie, die Wittwe des reichen Holzhändlers Wilhelm Fahrenbrink, war trotz ihrer erloschenen starren Augen und des leidenden Ausdruckes auf dem stillen blassen Gesichte noch eine schöne Erscheinung. Das kastanienbraune Haar, welches sich schlicht und einfach um die weiße Stirn schmiegte und nur im Nacken einige eigenartige krause Löckchen zeigte, war allerdings hier und da schon durch wenige Silberfäden durchzogen, aber die üppige Fülle der Jugend

hatte es noch nicht verloren, gleich einer goldig glänzenden Krone bedeckte es das stolz getragene Haupt, das ebensowenig wie die hohe kräftige Gestalt, durch die langen Leidensjahre nicht gebeugt worden war. Nur das blasse Gesicht, die fest zusammengepreßten Lippen, der schmerzliche Zug um den feingeschnittenen Mund, um die edel geformte gerade Nase, verriethen das tiefe Leid, welches das Leben dieser Frau erfüllt haben mußte. Am seltsamsten berührten die starren glanzlosen, großen Augen, die gleich erloschenen Sternen in dem stillem Antlitz standen und den Wiederschein des Sonnenlichtes nicht mehr zurückzurufen im Stande waren. Die dunkle Kleidung hob noch mehr das blasse Gesicht und die abgemagerte aber immer noch schöne und kräftige Gestalt hervor.

Ottilie, oder Otti, wie sie liebkosend von der Mutter genannt wurde, war ihr verjüngtes Ebenbild. Jugendlich zarter und schöner war ihr rosig überhauchtes Antlitz, jugendlich schlanker und runder die zierliche Gestalt und aus den leuchtenden Augen glänzten Jugendlust, schelmischer Frohsinn und sinnige Träumerei.

Otti war wenig aus dem stillen Harzstädtchen herausgekommen. Nur ein Jahr lang hatte sie ein Pensionat in einer größeren Stadt besucht, sonst hatte

sie still an der Seite der Mutter gelebt, die ihr, so weit sie es vermochte, eine sorgsame Erziehung angedeihen ließ. In dem Städtchen befanden sich eine Bergakademie und ein Gymnasium. Es waren mithin gute Lehrkräfte genug vorhanden, welche die geistige Ausbildung Ottiliens leiten konnten. Das Herz und Gemüth des jungen Mädchens gediehen aber unter der liebevollen Pflege der Mutter mehr, als in den großstädtischen Erziehungsinstituten. Otti sehnte sich auch niemals fort aus ihrer waldumkränzten, schönen Heimath; sie hing mit inniger Liebe an der Mutter, deren sorgsame Pflegerin sie geworden war. Niemals hörte sie von der Mutter ein hartes, herbes Wort, niemals war sie mit der großen, rauhen Welt da draußen in Berührung gekommen, sie glich der frischen Waldblume, die im Schatten der Berge und Wälder, geküßt von dem Strahl der aufgehenden Sonne, sich zur herrlichen Blüthe entfaltet.

„Wurde nicht soeben die Gartenthür geöffnet?" fragte Frau Fahrenbrink in dem Spaziergang innehaltend und in die Ferne lauschend.

Auch Otti hatte das Oeffnen der Thür vernommen. Ihr Herz pochte in rascheren Schlägen, wie die letzten Tage stets, wenn Jemand den stillen Garten betrat. Glaubte sie doch stets, die hohe Ge=

stalt des Professors Schäffler eintreten zu sehen. Sie hatte seit ihrer Begegnung im Walde da droben am Bergeshang nichts wieder von dem berühmten Arzt vernommen, aber sie hegte das feste Vertrauen in sein Wort, daß er kommen werde, um ihrer armen Mutter zu helfen.

Sie vermochte ihren Gedanken keine andere Richtung zu geben. Das Bild des ernsten Gelehrten stand vor ihren seelischen Augen und ihr träumendes Herz glaubte noch immer den sonoren Klang seiner ruhigen Stimme zu hören. Vergeblich hatte sie die Tage hindurch auf ihn gewartet, auch jetzt seufzte sie leicht und enttäuscht auf, als sie statt seiner die alte, knorrige Gestalt des Hegemeisters und Forstaufsehers Klingebiel durch den Garten kommen sah.

„Es ist Herr Klingebiel, Mama," entgegnete sie.

„Hat der sich auch einmal wieder aus seiner Waldeinsamkeit hierher verirrt?" erwiederte die Blinde lächelnd.

„Willkommen, Klingebiel," rief sie dann dem näherkommenden Jägersmann entgegen. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner einmal wieder erinnert haben. Was giebt's Neues auf dem Scharffenstein?"

„Nicht viel, Frau Fahrenbrink," entgegnete mit breitem Lachen der Förster, indem er Frau Ottiliens

Hand herzlich drückte und Otti freundlich zunickte. „Außer daß wir einen Sommergast bekommen haben."

„Ja, ja, Sie nehmen ja jetzt auch Sommerfremde."

„Nur hin und wieder, wenn uns einer so recht gefällt!"

„Und Ihr Gast gefällt Ihnen?"

„Allerdings. Es ist ein Doktor, Frau Fahrenbrink, Doktor Ehlers, ein Augenarzt . . .?"

„Ein Augenarzt?"

„Ja, so sagte er. Und ich glaub' wohl, daß er ein geschickter Arzt ist, wenigstens hat er für die Augen meiner alten Johanne, wissen Sie, meiner Wirthschafterin, eine Salbe verschrieben, die ihr jetzt schon große Erleichterung verschafft hat. Ich will das Recept noch einmal machen lassen, deßhalb komme ich in die Stadt. Sie sollten sich auch einmal an den Doktor Ehlers wenden, Frau Fahrenbrink."

„Mir kann kein Arzt mehr helfen, lieber Freund," entgegnete Frau Ottilie düster. „Wozu auch? Ich habe mich jetzt an die ewige Nacht, die mich umhüllt, gewöhnt, ich habe vergessen, wie die Welt aussieht, zu meinem Glück, denn die Welt bietet doch nur wenig Erfreuliches."

„Sie dürfen so nicht sprechen, liebe Frau Fahrenbrink, die Welt ist so schön — und Ihre Tochter —

wünschen Sie nicht, einmal Ihre Tochter in der vollen Schönheit ihrer Jugend zu sehen?"

Starr blickten die glanzlosen Augen der Blinden in die Ferne.

„Ich wünschte es wohl," murmelten ihre zuckenden Lippen, „aber ich fürchte mich . . . ."

„Mama, liebste Mama," flüsterte Otti, sich zärtlich an die Mutter schwiegend.

Die Blinde athmete hastig auf.

„Kommen Sie mit in das Haus, Klingebiel," sprach sie, dem Gespräch eine andere Wendung gebend. „Ein frischer Trunk wird Ihnen auf den heißen Weg gut thun."

„Ich danke Ihnen, Frau Fahrenbrink . . ."

Doch diese schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, auf dem ihr wohlbekannten Wege dem Hause zu. Zögernd blieb der Förster stehen.

„Nun, Onkel Klingebiel," sagte Otti lächelnd, „willst Du nicht mitkommen?"

„Ich habe Dir noch etwas zu sagen, Kind . . . ."

„Von dem fremden Arzt?" fragte Otti erregt.

Der alte Förster nickte. „Ja, von ihm. Er schickt Dir diesen Strauß Brockenblumen, den er selbst gepflückt . . ."

„Ah, Brockenrosen und Myrrthen!"

„Ja, so nennt der Volksmund die Blumen. Er läßt Dich schön grüßen und er hätte sein Versprechen nicht vergessen. Mit dem Doktor Winter hat er schon gesprochen, morgen kommt er mit Doktor Winter zu Deiner Mutter . . . .“

„Wie dankbar bin ich ihm! Also ist er wirklich Dein Sommergast, der berühmte Professor?“

„Der berühmte Professor?“

„Nun ja, er ist Professor in Berlin . . .“

„Also doch. Ja, ich hab' schon so etwas vermuthet. Denk' Dir nur, Kind, er geht mit dem Plane um, hier im Walde sich anzukaufen, um eine Kuranstalt für Augenleidende und Blinde zu errichten, er behauptet, hier in der reinen, frischen, staubfreien Waldluft würde er weit größere Erfolge erzielen, als in dem staubigen Berlin. Doch sprich mit Deiner Mutter nicht darüber, sie soll in keiner Weise aufgeregt werden, sagt Doktor Ehlers.“

Otti senkte das Haupt; eine feine Röthe stieg in ihren Wangen empor beim Anblick des frischen duftigen Straußes der Brockenblumen, der zarten weißen, rosig angehauchten Anemonen und der kräftig und würzig duftenden dunkelgrünen Blättchen der krausen Brockenmyrrthe. Das Bild des Mannes, dessen Hand diese Blumen gepflückt, stand deutlicher denn je vor ihrer

Seele, so vermochte sie den ernsten Gelehrten gar nicht zu denken, wie er nach diesen kleinen Blumen auf dem Brockenfelde, zwischen den gigantischen Felstrümmern, im Schatten der hundertjährigen Tannen gesucht.

„Ich habe volles Vertrauen zu Doktor Ehlers," sagte sie nach einer Weile. „Laß uns alle Anordnungen auf das Genaueste befolgen. Und nun komm' zur Mama?" —

Der alte Hegemeister Klingebiel war ein langjähriger Freund Frau Ottiliens. Schon mit ihrem Vater, dem Revierförster Wendelin, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, war er befreundet gewesen und hatte lange Jahre hindurch mit ihm zusammen auf dem Scharffenstein, der einsamen Försterei in dem waldreichen Brockenrevier, gehaust. Die letzten Jahre nur hatte sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Männern geändert; der Revierförster ward von Jahr zu Jahr mürrischer und verschlossener. Aus dem allzeit lustigen Jägersmann war ein finsterer, menschenscheuer Sonderling geworden, schroff und streng im Dienst, auch gegen die Untergebenen, hart gegen die Waldfrevler und grausam den Wilddieben gegenüber, so daß es nicht überraschen konnte, als man ihn an einem Herbstmorgen erschossen im Walde fand. Der

Thatbestand ließ keine Zweifel, daß er von Wilderern erschossen war.

Die finstere Laune des Vaters warf auch einen düsteren Schatten auf Ottilie. Kurz vor seinem Tode verheirathete sie sich mit dem Sohn des verstorbenen reichen Holzhändlers Fahrenbrink, der mit ihrem Vater eng befreundet gewesen war. Der reiche Mann genoß keinen guten Ruf in der Gegend, aber sein Geld war doch zu mächtig, als daß seine Gegner offen gegen ihn vorzugehen wagten. Dennoch wäre es wohl zu einer Katastrophe gekommen, wenn der alte Fahrenbrink nicht plötzlich einem Schlaganfall erlegen wäre. Sein Sohn Wilhelm übernahm das Geschäft, nachdem er Ottilie Wendelin geheirathet hatte. Er war ein tüchtiger Kaufman, etwas herb und rauh in seinem Wesen, aber durchaus ehrenhaft, fleißig und thätig.

Kurz vor dem Tode seines Vaters war er von weiten Reisen znrückgekehrt, die seine Bildung wesentlich gefördert hatten. Er liebte seine Gattin auf das Zärtlichste, that Alles, was in seinen Kräften stand, um sie zufrieden und glücklich zu machen, er baute für sie das hübsche Landhaus unter dem Schloßberg, damit sie nicht in der geräuschvollen Sägemühle zu wohnen brauchte, und überhäufte sie mit Geschenken aller Art. Dennoch erzählte man sich, daß die junge

Frau nicht glücklich sei. Sie lebte in vollkommener Zurückgezogenheit, theilte die lauten Vergnügungen ihres Mannes nicht und widmete sich ganz der Pflege und Erziehung ihres Töchterchens. Mit den Jahren trat eine Entfremdung zwischen den Gatten ein, die um so größer wurde, als Wilhelm Fahrenbrink immer häufiger weite Reisen unternahm und oft Monate lang von Hause abwesend war. Auf einer solchen Reise starb er, wie sein Vater, an einem Schlaganfall, er wurde mit großem Gepränge in dem Fahrenbrink'schen Erbbegräbniß beigesetzt. Frau Ottilie verkaufte die Sägemühle und den Holzhandel an einen jungen Kaufmann Paul Bernitz und zog sich ganz in die Einsamkeit ihres Landhauses zurück. Ihr Augenleiden ging nach und nach in vollständige Blindheit über und man hätte sie wohl ganz und gar vergessen, wenn sie nicht stets eine offene Hand für die Armen und Kranken des Ortes und der Umgegend gehabt hätte.

„Alte halbvergessene Geschichten, Herr Doktor," so schloß der alte Hegemeister Klingebiel seine Erzählung, als er am Abend, von seinem Wege nach der Stadt zurückgekehrt, mit seinem Gast unter der breitästigen Linde am Eingang der Försterei auf dem Scharffenstein saß. „Alte halbvergessene Geschichten, an die sich wohl nur noch wenige Menschen erinnern. Unser alter

Doktor Winter und ich, wir sind allein übrig geblieben von den Freunden des Revierförsters. Doktor Winter kann Ihnen wohl noch mehr erzählen, denn er stand dem alten Wendelin näher, als ich, und war auch der Hausarzt des alten Fahrenbrink. Es ist mir immer, als müsse noch ein Geheimniß in dieser traurigen Familiengeschichte walten, ein Geheimniß, das der Doktor Winter und auch Frau Fahrenbrink ängstlich hüten. Ich bin nicht neugierig, Herr Doktor, und was man mir nicht freiwillig mittheilt, danach frage ich nicht. Aber daß unsere fröhliche, lustige, singende Lerche, die Otti Wendelin, so still und unglücklich in ihrer Ehe ward, daß sie so viel weinte, bis ihrer Augen Licht erlosch — das muß seine eigene Bewandniß haben. Ihr Mann paßte wohl nicht recht für sie aber Du lieber Himmel, in der Ehe schleifen sich manche Gegensätze ab, wenn es nur beide Theile ehrlich meinen und sich aufrichtig lieb haben."

„Ja, wenn sie sich aufrichtig lieb haben —" entgegnete der Arzt, indem er gedankenvoll in den von der Abenddämmerung erfüllten Wald hinausschaute.

„Es soll da noch eine Liebesgeschichte mitgespielt haben," fuhr der alte Förster fort, „zwischen Ottilie und einem Studenten, dem Sohn des Pastors in

Hüttenrade, zwei Stunden von hier. Ob diese Liebe der armen Ottilie noch im Herzen saß, als sie den Wilhelm Fahrenbrink heirathete, ich weiß es nicht, aber es scheint mir fast so."

„Wie hieß der Pastor von Hüttenrade?"

„Schäffler, wenn ich nicht irre, Herr Doktor. Doch er ist seit langen Jahren todt. Es müssen fast zwanzig Jahre sein. Seine Familie ist verzogen, ich weiß nicht wohin."

Eine Pause trat in dem Gespräch ein. Der Doktor saß in Gedanken versunken da, während der Förster sich eine frische Pfeife anzündete und dichte Dampfwolken in die laue Abendluft hinauspaffte.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," hub der Förster nach einer Weile wieder an, „wenn ich Sie mit der alten Geschichte langweile . . . ."

„Sie langweilen mich nicht im Geringsten, lieber Freund. Ich bin Ihnen dankbar für die Erzählung, denn wenn ein Arzt einem Leidenden helfen will, so ist es von großem Nutzen, wenn er dessen Lebensschicksale genau kennt."

„So wollen Sie Frau Fahrenbrink helfen?!"

„Wenn ich es vermag — allerdings. Ich werde morgen zu Doktor Winter gehen, um zu erfahren, ob er mich bei Frau Fahrenbrink einführen kann."

„Wenn Sie der armen Frau das Augenlicht wiedergeben könnten . . . ."

„So weit sind wir noch nicht. Ich muß zuerst sehen, was dem Auge fehlt. Aber wir wollen hoffen, daß ich ihr Hülfe bringen kann."

Der Förster wurde durch einige Waldarbeiter abgerufen, die sich ihren Lohn holen wollten. Professor Robert Schäffler, oder Doktor Ehlers, wie er sich hier nannte, blieb allein zurück. Er kreuzte die Arme über die Brust und strich mit der Hand den langen Barth, wie er zu thun pflegte, wenn er sich mit einem Gegenstand in Gedanken lebhaft beschäftigte. Auf seinem Antlitz lagerte ein sinnender Ernst, in seinen Augen stieg ein feuchter Hauch auf, gleich dem Nebel der Erinnerung an längst verschwundene Zeiten.

Er sah sich wieder als fröhlicher Jüngling, als lebenslustiger Sohn der Musen mit dem Rucksack auf der Schulter, den derben Wanderstab in der Hand die Forsten, Berge und Schluchten des Harzes durch-

streifend, er sah wieder die schlanke, braunlockige Jungfrau erröthend vor sich stehen, zaghaft und doch so zärtlich ihre kleine schmale Hand in die seinige schmiegend, er fühlte wieder das Glück, die Seligkeit, den süßen Schmerz und die überquellende Hoffnung der ersten Liebe, er empfand wieder die herbe Enttäuschung, die Qual der zerstörten Liebe, der vermißten Hoffnung und tief sank sein Haupt herab und ein Seufzer entfloh seinen Lippen.

Wie die Zeit vergangen war! Die Liebe, der Schmerz, die Enttäuschung, die zerstörte Lebensfreude — alles, alles lag so weit, so weit hinter ihm, dem ernsten Manne, dem Gelehrten, dem Forscher auf dem harten Dornenwege der Wissenschaft, dem Arzt, der so manches Elend, so manchen Jammer in Dorf nnd Stadt, in Schloß und Hütte gesehen hatte — es lag so weit, so nebelweit hinter ihm und doch fühlte er eine Leere, eine Oede in dem Herzen, eine Schwermuth in der Seele, die ihm, dem gereiften Manne fast die Thränen in die Augen trieb.

Niemals hatte ihn dieses Gefühl so überwältigt, wie hier in den Bergen seiner Jugendheimath, die er wahrlich nicht aufgesucht, um alten Erinnerungen nach-

zuhängen. Er stand auf den Höhen des Lebens, der Wissenschaft. Sein Name ward ehrend genannt in der ganzen Welt, die Schüler der Heilkunde lauschten begierig seinen Worten und folgten aufmerksam seinen geschickten Händen bei den schwierigen Operationen. Die Leidenden, Duldenden, Elenden und Armen sahen zu ihm wie zu einem Heiland empor, er vermochte sie ja zu erlösen von dem Leiden, er vermochte ihnen ja die herrlichste der Gottesgaben, das Licht der Augen, den blitzenden Sonnenschein und mit ihm alle Schönheiten dieser Welt wiederzugeben.

Und nicht nur die Armen und Elenden kamen zu ihm, auch die Großen dieser Welt ehrten ihn und, wenn er gewollt, ein Platz neben dem kaiserlichen Throne wäre für ihn offen gewesen. Ein stolzer, freier, starker Mann der Wissenschaft stand er auf den Höhen der Menschheit, ein stolzes, freies, starkes Herz schlug ihm in der Brust und doch erbebte dieses Herz jetzt, wo ihn seine Jugenderinnerungen ansahen, gleich erloschenen Augen, so starr, so hülfeheischend, so mitleidserregend. Erloschene, glanzlose, starre Augen!

Und einstmal hatten sie in Jugendfrohsinn und schelmischem Uebermuth geglänzt! Einstmals spiegelte

sich Sonne, Mond und Sterne, die ganze schöne frohe Welt in ihnen, einstmals sprühte aus ihnen hervor die frohe Laune des jungen Herzens, die Hoffnung, die beseligende Ahnung eines kommenden Glückes!

Erloschene Augen — eine erloschene, ausgebrannte Welt von Liebe und Glück, von Hoffnung und Seligkeit! Erloschene Augen — ein ausgeträumter Traum — eine erloschene Seele! — — —

Er reckte sich aufathmend empor! Er war stark in Wissen und Können. Er wollte den Kampf aufnehmen mit den Mächten der Finsterniß, er wollte den erloschenen Augen wieder Licht und Sonne geben, der erloschenen Seele wieder Glück und Freude! Und wenn in den Augen, in der Seele wieder der Strahl des Lichtes, des Glückes erglänzte, dann wollte er die Arme weit öffnen dem Glück, von dem er früher als Jüngling geträumt und wollte das Glück auch jetzt noch, als gereifter Mann an sein Herz ziehen und noch einmal in seinem Leben glücklich sein, er, der so vielen Menschen Licht und Glück zurückgegeben.

Es war Nacht geworden. Tiefe Schatten lagerten über dem Walde, in dem der Nachtwind flüsterte und seltsame Stimmen laut wurden. Der Professor trat

auf den Felsenvorsprung, von dem aus man einen weiten Ausblick auf die Berge und Thäler genaß. Unter den dichtbelaubten Bäumen des Gartens war es so schwül und heiß, hier auf dem freien Felsen athmete er auf; ein kühler Luftzug strich vom Thale herauf, das in undurchdringliche Schatten gehüllt, zu seinen Füßen lag; über ihm wölbte sich der nächtliche Himmel mit dem zahllosen Heer der Sterne.

Wie sie flimmerten und schimmerten diese glänzenden Augen der Nacht! Waren das dort oben wirklich erloschene Welten, die nur in erborgtem Scheine erglänzten? Nein, nein, die Augen, die glänzenden Augen der Nacht waren sie, der trost- und ruhebringenden Nacht, die sich so weich auf Herz und Seele legte, wie Mutterhände auf die fieberheiße Stirn des kranken Kindes.

Leuchtende, glänzende, funkelnde Augen der Kraft und Hoffnung spendenden Nacht, des geheimnißvollen Dunkels, der trostreichen, milden Stille, die alle die brausenden, gellenden, sausenden Disharmonien des Tages, der vielbeschäftigten Welt aufsaugt und mit strahlenden, tröstenden, hoffnungsfreudigen Augen hineinblickt in das zuckende, gequälte, zermarterte, unruhvolle Herz der Menschheit.

Wie die strahlenden Augen der Nacht, so sollten auch die erloschenen Sterne seiner Jugend, seines Glückes wieder aufflammen in neuer Schönheit, im alten Glanze!

## III.

„Ich bringe Ihnen hier einen Collegen, verehrte Frau Fahrenbrink, Doktor Ehlers, Spezialarzt der Augenheilkunde, der bei uns in der Sommerfrische weilt und dem ich von Ihrem Augenleiden erzählte. College Ehlers hat die Güte gehabt, auf meine Bitte mitzukommen ...."

Mit diesen Worten stellte Doktor Winter, ein kleines, schmächtiges Männchen mit glattrasirtem Antlitz und langem weißem Haupthaar, den berühmten Collegen Frau Ottilien vor, die sich in der langsamen Art der Blinden aus ihrem Sessel erhob und dem fremden Arzt die schmale, bleiche Hand entgegenstreckte.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor," entgegnete sie mit leiser, weicher Stimme, „daß Sie sich herbemüht haben. Ich glaube aber, daß alle ärztliche Kunst mir nicht mehr helfen kann ...."

Er fühlte die warme, weiche, schlaffe Hand in der seinigen, er sah das blasse leidende Gesicht, die er=

loschenen, glanzlosen Augen, die überschlanke Gestalt, und ein bitteres Weh, ein schmerzliches Mitgefühl durchzuckte sein Herz. War das seine Jugend — das sein Glück? —

Doch er faßte sich und führte die schmale, bleiche Hand ehrfurchtsvoll an die Lippen.

„Es ist mir keine Mühe, gnädige Frau," sprach er tief bewegt, mit leicht vibrirender Stimme, „meinen leidenden Mitmenschen zu helfen, so weit es in meiner Kraft steht. College Winter erzählte mir von Ihrem Leiden und gern folgte ich seiner Aufforderung, Ihre Augen zu untersuchen. Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, hier an das Fenster zu treten und die Augen recht weit zu öffnen. Ich habe den Augenspiegel mitgebracht. Die Untersuchung wird nicht schmerzen."

„O, ich fürchte die Schmerzen nicht," entgegnete lächelnd Frau Ottilie, die bei dem Klang seiner Stimme aufmerksam aufhorchte, als berühre sie dieser tiefe, sanfte Klang angenehm.

Er hielt ihre Hand in der seinigen und führte sie zum Fenster. Dann nahm er seine Instrumente hervor.

„Wenn ich nun bitten darf, gnädige Frau — den

Kopf etwas erheben — so! — Die Augen recht weit öffnen. Ich werde Ihnen nicht wehe thun."

Er vertiefte sich in die Untersuchung der Augen und vernahm nicht, wie sich die Thür leise öffnete und Otti eintrat. Erschreckt blieb das junge Mädchen auf der Schwelle stehen; sie kehrte soeben von einem Spaziergang zurück und wußte nicht, daß Doktor Winter und der Professor gekommen waren. Doktor Winter nickte ihr mit verschmitztem Lächeln zu; ein jähes Erröthen stieg in ihren Wangen empor, in athemlosem Schweigen stand sie da, mit großen, glänzenden Augen auf den Professor blickend, der von hellem Sonnenschein überfluthet in der Fensternische stand, leicht vornübergebeugt und durch den Augenspiegel die Augen ihrer Mutter beobachtend. Sie mußte die Hand auf das heftig pochende Herz pressen, sie fürchtete, daß der laute Schlag ihres Herzens den Arzt stören könnte. Ihre Mutter stand mit dem Rücken gegen das Fenster gewandt, so daß das Sonnenlicht hell in den Augenspiegel fiel und von diesem gesammelt in die erkrankten Augen geworfen wurde. Der Professor selbst befand sich dagegen im vollen Glanz der Sonne, welche seine Gestalt wie mit einem goldenen Schimmer umlohte.

Die Untersuchung währte nur kurze Zeit.

„Schon fertig, Herr Doktor?“ fragte Frau Fahrenbrink lächelnd, als der Doktor etwas von ihr zurücktrat und die stützende Hand von ihrem Haupte entfernte.

„Allerdings, gnädige Frau,“ entgegnete dieser freundlich, die Instrumente wieder in die schwarze Ledertasche schiebend. „Wenigstens vorläufig — ich werde Sie in den nächsten Tagen freilich noch öfter bemühen müssen. Jetzt bin ich vorläufig genügend orientirt; ich glaube, Ihnen vollständige Wiederherstellung versprechen zu können . . . .“

Ein leichter freudiger Aufschrei ließ den Professor sich rasch umwenden. Doch in demselben Augenblick war Ottilie schon an seiner Seite, ergriff seine Hände, drückte sie an die Lippen und schluchzte glücklich: „Ach, Herr Professor — Herr Doktor — wie sollen wir Ihnen danken . . . .“

Freudig erstaunt und tief bewegt beugte sich der Professor zu dem jungen Mädchen nieder. Der Glanz der braunen Augen ward durch die hervorbrechenden Thränen verschleiert, aber dennoch erstrahlten die braunen Augensterne in jetzt glücklichem, hoffnungsreichem Schimmer, daß es in des Arztes Herzen warm

emporquoll. Das waren die Augen seiner Jugend, das die Sterne seines Glückes!

„Otti, mein Kind,“ sprach die Mutter mit zitternder Stimme und breitete die Arme aus. Aufschluchzend sank Otti an die Brust der Mutter und verbarg das heiß erröthende Antlitz an dem Mutterherz.

Doktor Winter räusperte sich und rückte an seiner Brille.

„Hab' ich's nicht immer gesagt,“ brummte er, „daß hier nur ein Spezialist helfen kann? Aber wer nicht hören wollte, das war Frau Ottilie. Nicht zu bewegen war sie, in eine Klinik zu gehen, um sich dort untersuchen zu lassen.“

„Ich hatte die Hoffnung aufgegeben,“ flüsterte die Blinde. „Ich scheute mich, in die Welt hinaus zu fahren, ich fürchtete mich vor dem hellen Licht, die ewige Nacht um mich war mir lieb geworden, ich hatte ja doch nichts mehr auf der Welt zu sehen und zu suchen. Mein Leben lag abgeschlossen hinter mir, in mir, weßhalb da neue Eindrücke aufnehmen? Neue Wünsche vielleicht, die doch nicht in Erfüllung gehen konnten . . . .“

Ihre Stimme erstickte in den aufsteigenden Thränen. Professor Schäffler stand tieferschüttert da. Dann raffte

er sich empor und entgegnete mit milder, ernster Stimme:

„Vor Allem, gnädige Frau, dürfen Sie sich nicht mehr traurigen Eindrücken so sehr hingeben. Sie dürfen nicht weinen, ich vermuthe sogar, daß vieles Weinen Ihr Augenleiden hervorgerufen hat . . . . nein, gnädige Frau," fuhr er rasch fort, als Frau Fahrenbrink ihn unterbrechen wollte, „ich will mich nicht in ihr Vertrauen drängen. College Winter kennt Sie ja schon seit langen Jahren, er wird mir alles, was ich zu wissen nöthig habe, mittheilen. Mit ihm werde ich auch die fernere Behandlung besprechen und ich bitte nur, sich nach seinen Vorschriften genau zu richten. Es kommt zuerst darauf an, Ihr Allgemeinbefinden zu kräftigen, nach einiger Zeit müssen wir dann eine kleine Operation vornehmen, in einem Vierteljahre, gnädige Frau, hoffe ich Sie als geheilt entlassen zu können."

„Aber Sie werden sich so lange nicht hier aufhalten wollen? Ich muß vielleicht in eine Klinik?" fragte Frau Ottilie ängstlich.

„Ich glaube, es ist nicht nöthig, gnädige Frau. Wie lange ich hier bleibe, hängt von Umständen ab, über die wir wohl später noch sprechen. Für heute

habe ich Sie genug gequält, ich bitte, mich zu beurlauben. Ich werde ein Rezept aufschreiben. Es ist eine Salbe, mit der Sie die Augen täglich mehrere Male einzureiben haben. Ich werde das Rezept bei College Winter schreiben. Auf Wiedersehen, gnädige Frau — in einigen Wochen hoffentlich auf wirkliches, wahrhaftiges Wiedersehen.“

Er zog ihre Hand an die Lippen, sie dankte ihm mit einem warmen, innigen Händedruck. Zu einer Erwiderung war sie nicht im Stande, sie lauschte mit vorgebeugtem Haupte und starr geöffneten Augen den sich entfernenden Schritten der Herren. Dann sank sie in einen Sessel und verhüllte ihr Antlitz mit den Händen. Ihre Tochter kniete vor ihr nieder, umschlang sie zärtlich und flüsterte: „Mama, meine liebe, liebe Mama . . .“

Im Garten draußen stand der Professor still und athmete tief auf.

„Unglückliche Frau . . .“ kam es wie ein Seufzer über seine Lippen. „Welch’ ein Schicksal, welch’ ein trauriges Schicksal!“

Doktor Winter legte seine Hand auf den Arm des Collegen.

„Die Schatten der Jugend verdunkeln manches Menschen Leben," sprach er ernst.

„Die Schatten der Jugend — ah, mein alter, lieber Freund," rief der Professor, „ich werde diese Schatten vertreiben und die helle Sonne soll wieder in dieses verdunkelte Leben scheinen!"

„Das gebe der Himmel!"

## IV.

Wenn Doktor Winter Anlage zur Eifersucht auf einen Collegen besessen hätte, so würde er sicherlich auf den Collegen Ehlers eifersüchtig geworden sein. Denn dieser war fast täglicher Gast in der Villa Fahrenbrink und das Befinden Frau Ottiliens besserte sich unter seiner Behandlung von Tag zu Tag. Schon nach einer Woche konnte zur Operation geschritten werden, die nach der Versicherung des Professors zu den gelungensten gehörte, die er je gemacht hatte. Nun galt es, einige Wochen absolute Ruhe zu halten, was bei dem eigenwilligen Charakter der Kranken nicht ohne Schwierigkeit schien. Aber Frau Ottilie hatte unter der Behandlung und dem Einfluß des Professors ihr herbes Wesen fast ganz verloren; sie fügte sich seinen Anordnungen ohne Widerstreben, sie erwartete scheinbar ungeduldig seinen Besuch und zeigte doch die ergebungsvollste, sanfteste Geduld bei seinen Anordnungen und Unterweisungen, wie sie sich zu ver=

halten habe. Mit freundlichem Lächeln auf dem stillen leidenden Gesichte lauschte sie seinen Worten, während sie das Haupt neigte und die Hände in dem Schooß faltete.

„Nur einmal möchte ich ihn sehen," sagte sie gedankenvoll, als sie nach einem Besuche des Professors mit ihrer Tochter in dem halbdunklen Zimmer zurückblieb. „Beschreib ihn mir, Otti. Wie sieht er aus?"

Otti senkte im heißen Erröthen das Köpfchen.

„Wie soll ich ihn Dir beschreiben, Mama," entgegnete sie mit leicht bebender Stimme. „Er ist so gut, so freundlich . . ."

„Das weiß ich wohl. Aber ich habe fast Sehnsucht danach, ihn zu sehen, ihn auch in seinem Aeußeren kennen zu lernen. Wenn er zu mir spricht, dann ist es mir, als hörte ich die Glocken des fernen Heimaththales im ernsten und doch tröstenden Geläute. Ferne, ferne Zeiten tauchen vor meiner Seele auf, liebe, alte, schmerzliche und süße Erinnerungen und ein Bild — ein Bild aus meiner fröhlichen, seligen Jugendzeit steigt aus dem Nebelduft der Zeiten empor — ach, Otti, mein Kind, könnte ich Dir nur sagen, welche Erinnerungen gerade in diesen Tagen wieder in mir erwacht sind."

Zärtlich schmiegte sich das junge Mädchen an die Schulter der Mutter. Es ahnte, daß diese manchen Kummer, manch schmerzliche Erfahrung in ihrem Leben erduldet, aber sie hatte niemals gewagt, nach diesen Leiden der Mutter zu forschen und diese selbst war sorgfältig bemüht gewesen, den Grund ihres trüben, herben Wesens der Tochter zu verbergen. Das Alles lag ja auch so weit, so weit hinter ihr, halb vergessen, halb überwunden; mochte das Leid, der Schmerz, die Erinnerung, die Reue mit ihr zu Grabe getragen werden, der Schatten jener furchtbaren Zeit sollte das sonnenhelle Leben der Tochter nicht verdüstern. Aber in diesen Tagen war die Erinnerung mit ungeahnter Macht erwacht und entlockte ihr jene Andeutungen über das Leid ihres Lebens.

Nach einer Weile richtete sie sich aus ihrer sinnenden Stellung empor. Ein träumerisches Lächeln huschte über ihr Antlitz und ihre blassen Wangen errötheten leicht, ihrem Gesicht fast jugendlichen Glanz verleihend.

„Ich denke ihn mir," sprach sie wie im Traume, „als eine hohe stattliche Erscheinung. Das geistreiche kluge Gesicht umwallt ein blonder Bart, krauses, blondes Haar umgiebt die hohe Denkerstirne und unter den dunklen Brauen blicken die tiefblauen Augen mild und freundlich und doch so ernst und klug hervor."

„Mama, Mama," rief Otti erstaunt, erschreckt aus, „woher weißt Du — Du beschreibst Professor Ehlers auf das Genaueste!"

„Ich weiß nicht — ich glaube mir ist sein Bild im Traum erschienen. Ich sah ihn leibhaftig vor mir stehen, ich sah in seine freundlichen Augen, in sein ernstes mildes Antlitz und plötzlich sah ich — ach, Otti, höre nicht auf meine Worte. Ich bin erregt, die Operation, die Schmerzen in den Augen, die fortwährende Ruhe, das Schweigen um mich her — ach! könnte ich doch nur wieder hinaus, in den Garten, in den Wald . . . ."

„Du weißt, Mama, was Professor Ehlers angeordnet hat. Acht Tage mußt Du das Zimmer hüten."

„Ja, ja, ich weiß. Er hat recht — ich will mich zur Ruhe zwingen."

„Soll ich Dir vorlesen?"

„Nein, mein Kind. Laß mich nur allein — ich will versuchen zu schlummern . . . sei ohne Sorge, ich bin ruhig, ganz ruhig. Geh Du ein wenig in den Wald. Seit Tagen bist Du nicht aus dem Hause gekommen. Deine Wangen werden gewiß blaß geworden sein. Geh, mein Kind, mir zu Liebe. Wenn ich etwas nöthig habe, ist ja das Mädchen da. Geh

nur, geh. Ich möchte wirklich ein Stündchen allein sein."

Otti fühlte in der That das Bedürfniß nach frischer Luft. Sie wußte, sie konnte die Mutter unbesorgt ein Stündchen allein lassen. So küßte sie denn die Mutter auf die Wangen, die sich beruhigt in die Kissen der Chaiselongue zurücklegte, und entfernte sich leise, nachdem sie dem Mädchen noch den Auftrag gegeben, das Vorzimmer nicht zu verlassen. Sie lenkte die Schritte dem Walde zu, jenem Felsenvorsprung, auf dem sie vor wenigen Tagen den fremden Mann getroffen, der nun so entscheidend in ihr Leben eingegriffen hatte. Ein Kind war sie vor wenigen Tagen noch gewesen, ein harmloses, schelmisch-frohes Kind, das mit dem ernsten Manne an ihrer Seite scherzen konnte, dessen Himmel selbst das Leid der Mutter nur vorübergehend zu verdunkeln vermochte. Und jetzt? Es war ihr, als läge die Kindheit weit hinter ihr; als blicke sie zurück auf sie, wie von nebelumhüllter Höhe in eine von Sonnengold durchleuchtee, lachende Landschaft, die sie frohen leichten Fußes durchwandert und zu der sie nimmer den Weg zurückfinden konnte.

Sie sah die Besserung im Zustande der geliebten Mutter, sie vertraute dem berühmten Arzt und Gelehrten, daß seine Kunst der Mutter das Augenlicht

wieder geben werde, und sie empfand eine innige, beglückende Freude in dem Gedanken, nicht mehr in die erloschenen Augen der Mutter zu sehen, sondern sich mit dem treuen, geliebten Mutterauge und innigen Blick der Liebe zu begegnen. Und dennoch quälte sie eine heimliche Sorge; ein trüber Hauch lag über ihrer Seele, ein beängstigendes Gefühl in dem sich zusammenkrampfenden Herzen trieb ihr oft die Thränen in die Augen.

Was hatte diese Veränderung in ihr hervorgerufen? War nicht alle Welt freundlich und liebevoll zu ihr? Scherzte der gute alte Doktor Winter nicht ebenso mit ihr, wie früher? Plauderte nicht Onkel Klingebiel in seiner derbzarten Weise ebenso lustig, wie früher mit ihr? Lachte nicht eben so hell und herrlich die Sonne vom hohen blauen Himmel? Jubilirten die Vögel nicht ebenso hell und schmetternd? Rauschte der Wald, ihr geliebter Wald, nicht dieselben heimlich trauten Märchen ihr in's Herz, wie früher? Und durfte sie nicht den ernst-freundlichen Worten des Mannes lauschen, den sie über Alles in der Welt verehrte, den sie lieb gewonnen hatte, wie — wie — ihren Vater — ihren Bruder? — — —

Sie schlug die Hände vor das Antlitz und schluchzte plötzlich bitterlich weinend auf. Jetzt wußte

sie, weßhalb sie sich so unglücklich fühlte. Jener Mann, dem sie mit solcher Verehrung anhing, der als rettender Held in das Leben der Mutter getreten war, dessen Bild ihr Tag und Nacht vor Augen stand, sonnenlichtumflossen, wie an jenem Tage, da er der Mutter erloschene Augen untersuchte, jener Mann war's, der ihr Weh gethan hatte, der ihr täglich noch weh that durch seine Blicke, seine Worte. Kaum daß sein Auge flüchtig ihre Gestalt streifte, wenn er in das Krankenzimmer trat; kaum daß er ihren leisen Gruß erwiederte wenn er kam und ging. Kein anderes Wort richtete er an sie, als die nöthigen Verordnungen zur Pflege der Mutter. Und wie hart und ernst klangen diese wenigen Worte, welche er zu ihr sprach! Und wie sanft und mild und freundlich konnte er zu der Mutter sprechen! Wie ganz anders war der Klang seiner Stimme, wenn er zu ihrer Mutter sprach! Ja, diese hatte Recht, wie Glockenton und Orgelklang, wie das geheimnißvoll tröstende Rauschen des Waldes, wie das beruhigende Brausen des unendlichen Meeres! Und wenn er sich ihr wieder zuwandte, war es der geschäftsmäßige, kühle Ton des Arztes, der zur Pflegerin seiner Patientin spricht.

Was hatte sie ihm gethan, daß er ihrer kaum noch beachtete? Wodurch hatte sie diese Gleichgültig-

keit in seinem Wesen verdient? Hatte er nicht auch zu ihr bei ihrem ersten Begegnen gesprochen, wie er jetzt zur Mutter sprach? Woher diese Veränderung in seinem Wesen, die ihr das Herz zerriß und die Fröhlichkeit ihrer Seele zerstörte?

Sie ließ die Hände sinken und starrte thränengefüllten Auges hinaus in die Landschaft, über welcher der Sonnenschein flimmernd ruhte. Da vernahm sie Schritte auf dem Waldweg hinter sich. Rasch wandte sie sich um und eine heiße Blutwelle überfluthete ihre Wangen. Der, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigt, stand vor ihr und schien sie mit forschendem Auge zu beobachten. Ihr Herz erbebte unter diesem Blick.

„Ich hatte nicht erwartet, Sie hier zu treffen,“ hub er an und Otti glaubte einen geheimen Vorwurf in dem Klang seiner Stimme zu vernehmen. Sie fühlte, wie der Stolz sich in ihrem Herzen emporbäumte; in leichtem Trotz entgegnete sie: „Mama bedurfte augenblicklich meiner Pflege nicht; sie selbst bat mich, einen Spaziergang zu machen, da sie allein zu sein wünschte. Uebrigens wollte ich soeben zu Mama zurückkehren.“

„Meine Worte sollten keinen Vorwurf für Sie enthalten, Fräulein Otti,“ erwiderte der Professor, indem ein trübes Lächeln über sein Gesicht huschte.

„Ich freute mich sogar, Sie hier zu treffen, ich wünschte mir schon immer, einmal mit Ihnen wieder plaudern zu dürfen, wie am Tage unseres ersten Zusammentreffens.“

Erstaunt blickte Otti auf. Woher plötzlich der sanfte freundlich Klang seiner Stimme ihr gegenüber? Woher dieses milde und doch traurige Lächeln auf seinem Antlitz? Woher dieser freundlich-bittende Blick seiner Augen, der ihr schmerzlich in das Herz schnitt?

„Sie haben geweint, Fräulein Otti,“ fuhr er fort, indem er näher trat und sich neben sie auf die Bank setzte. „Ist es die Sorge um Ihre Mama, welche Ihnen die Thränen entlockte. Dann kann ich Sie benachrichtigen, Ihre Mama wird binnen wenigen Wochen geheilt sein und ihr Augenlicht wieder erhalten.“

„Es ist wahrlich eine freudige Mittheilung . .“

„Die Fortschritte der Heilung sind sogar so bedeutend,“ fuhr der Professor fort, indem sein Auge den Figuren folgte, welche sein Stock in das weiche Erdreich zog, „daß ich die Pflege ihrer Mama getrost Doktor Winter überlassen kann . . .“

„Sie wollen doch nicht fort?!“

„Ich denke in wenigen Tagen abzureisen. Ich hoffte hier längere Zeit zu bleiben, ich hoffte sogar mir hier einen bleibenden Wohnsitz gründen zu können, eine Klinik für Augenkranke zu errichten, aber ich habe eingesehen, daß ich nicht bleiben darf; die Pflicht ruft mich von dannen."

Er schwieg und beugte sich tiefer nieder, die Spitze seines Stockes in das Erdreich bohrend. Er schien eine Antwort zu erwarten, aber Otti war nicht im Stande zu erwiedern. Ein unsäglicher Schmerz krampfte ihr das Herz zusammen, legte sich gleich einem Alp mit fast unerträglichem Druck auf ihre Brust, daß sie ihre Qual, ihr Leid, in einem einzigen Schmerzenslaut hätte hinausschluchzen mögen in alle Welt. Wortlos saß sie da. Thräne auf Thräne perlte über ihre Wangen, die von tiefer Blässe überzogen waren, und in ihren Lippen zuckte und bebte es, als preßten sie mit Gewalt den wehen Schmerzenslaut ihres Herzens zurück.

Und mit einem Male war es klar in ihrer Seele! Mit einem Male zerriß der Nebelschleier der, ihren Augen das allgewaltige Gefühl verborgen, welches in ihrem Herzen entstanden, welches sie, das harmlose Kind, in das leidenschaftlich empfindende Weib umge-

wandelt hatte. Mit einem Male wußte sie, daß sie den Mann an ihrer Seite liebte, daß ihr Herz, ihre Seele an ihm hing und nur blutend, zerrissen sich wieder von ihm zu trennen vermochte. Und mit der Erkenntniß dieser Liebe überkam sie auch der gewaltige Schmerz des Bewußtseins, sich von ihm nicht geliebt zu wissen, des Bewußtseins, daß ihre Liebe zu ihm Thorheit war, die Liebe zu ihm, dem gelehrten, berühmten ernsten Manne, der mit mitleidigem Lächeln auf sie herabsah, wie auf das unscheinbare Blümlein am Wege. Sie erschauerte tief, wie die junge Tanne dort oben auf des Berges Gipfel, wenn die gewaltsame Hand des Sturmwindes sie packt und schüttelt, daß die Wurzeln sich lösen und die zarten Triebe zerbrechen.

Als der Professor keine Antwort erhielt, blickte er auf. Erschreckt über ihr Aussehen rief er: „Was ist Ihnen, Otti? Sie sind krank — hab' ich Ihnen weh gethan? Hab' ich Sie verletzt? — So sprechen Sie doch . . . .“

Er versuchte ihre Hände zu ergreifen, doch sie entzog sie ihm und erhob sich rasch.

„Ihre Worte haben mich allerdings erschreckt Herr Professor,“ entgegnete sie sich gewaltsam fassend

mit bebender Stimme. „Sie wollen fort — Sie wollen uns verlassen — ich denke an die arme Mama, sie wird Sie schwer vergessen — ich fürchte sogar, daß die Heilung ihrer Augen dadurch verzögert wird, wenn nicht vollständig vereitelt ...."

„O nicht doch," rief der Professor rasch. „Die Heilung nimmt ihren ruhigen Fortgang, wenn nur meine Vorschriften genau befolgt werden. Ihre Mama wird mich bald wieder vergessen haben, ich meine, sie wird meine Hülfe bald nicht mehr vermissen — aber Sie, Fräulein Otti, werden Sie mich nicht vermissen? Werden Sie nicht bisweilen an mich zurückdenken?"

Ein leichtes trübes Lächeln huschte über das blasse Gesichtchen Ottis.

„Weßhalb sagen Sie so? Was würde es Ihnen machen, wenn ich mich gern Ihrer erinnerte? Ob ich an Sie denke oder ob ich Sie vergesse, welchen Werth hat es für Sie ....?"

„Otti!"

Wie der Schrei eines zu Tod getroffenen Wildes klang es von seinen Lippen, sie war aufgesprungen, er schien sie an sich reißen zu wollen, erschreckt, erstaunt, betrübt wich sie einen Schritt zurück, da lachte er leise auf und schlug sich mit der Hand leicht vor die Stirn.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrekt habe," sprach er rauh und hart. „Sie haben recht, vergessen, vergessen ist das Beste, was des Menschen Herz thun kann. Vergessen, verzichten — ich sollte es gelernt haben in meiner Jugend! Und ich sollte es jetzt als gereifter Mann, an der Grenze der Mannesjahre nicht mehr vermögen? Ach bah, man vergißt leichter als man denkt. Nur zuweilen überkommt einem die Erinnerung wieder, die tolle Sehnsucht nach dem Glück, nach der Freude, nach der Jugend und man meint noch jung zu sein, jung zu fühlen, während einem doch die Haare schon grau um die Schläfen wehen; man meint noch ein Recht zu haben auf Glück, auf Freude, auf Jugend und hat nur noch ein Recht auf die Arbeit, auf den Tod. — Verzeihen Sie mir, Fräulein Otti, ich habe recht thöricht gesprochen, wie ein Jüngling, — ich der alternde Mann, der berühmte Gelehrte!"

Ein schneidender Spott klang in seinen Worten. Er verbeugte sich leicht vor dem jungen Mädchen und entfernte sich mit raschen Schritten. Ihr war es, als hätte sie aufschreien sollen, ihn zurückrufen, seine Hände ergreifen, zu seinen Füßen niedersinken, aber schon war er im Walde verschwunden, still und einsam war es um sie, nur aus hoher Luft klang der gellende

Pfiff eines auf Beute ausziehenden Raubvogels. Still und einsam, todt und leer war es nun auch in ihrem Herzen, sie senkte das Haupt, sie vermochte nicht einmal zu weinen und wie in einem unglückseligen Traum befangen schritt sie den steilen Felsen hinunter, der Heimat ihrer harmlosen fröhlichen Jugend zu.

---

## V.

„Ich begreife in der That nicht, verehrter Herr Professor, weshalb Sie jetzt schon nach Berlin zurück-zurückkehren wollen. Sie selbst gestehen zu, daß Sie in Ihrer Klinik augenblicklich zu entbehren sind, daß Sie einen vorzüglichen Assistenzarzt zur Verfügung haben, der Sie vertreten kann, Sie selbst bedürfen der Erholung nach der Anstrengung der letzten Zeit in Ihrem Beruf, ja, in des Himmels Namen, was treibt Sie denn nur aus unserer friedlichen Idylle so plötzlich fort."

Der kleine Doktor Winter gerieth förmlich in Aufregung bei diesen Worten, schloß heftig und geräuschvoll den Deckel des Bierkruges, aus dem er eben getrunken hatte und sah seinen berühmten Collegen mit vorwurfsvollem Blick an.

„Vermögen Sie sich in der That den Grund nicht zu denken, mein lieber alter Freund?" fragte der

Professor lächelnd. „Sie sollten doch wohl wissen, weshalb Frau Ottilie den Doktor Robert Schäffler nicht wieder sehen wollte?“

„Ach bah, die alte längst vergessene Geschichte. Frau Ottilie war durch ihre Krankheit nervös gereizt, verschüchtert durch ihre jahrelange Blindheit, sie hatte sich in ihrem Schmerz und ihre Enttäuschung eingesponnen, wie die Spinne in ihr Netz, jetzt haben Sie verehrter Freund, das Netz zerrissen, Sie haben ihr Gesundheit, Augenlicht wiedergegeben, sollte sie sich da nicht freuen, ihren Retter von Angesicht zu Angesicht wieder sehen zu können. Es thut mir fast leid, daß ich zu der Täuschung der Frau beigetragen habe und Ihren werthen Namen verschwieg.“

„Gerade weil Frau Ottillie wieder sehend geworden ist und wir ihr in den nächsten Tagen die verhüllende Binde von den gesundeten Augen nehmen können, darf ich mich ihr nicht mehr zeigen. Lieber College, die „alte längstvergessene Geschichte“ ist leider nicht vergessen. Die Wunde, welche damals unseren beiden Herzen geschlagen wurde, ist schlecht vernarbt, sie würde von Neuem aufbrechen, wenn wir uns Auge in Auge gegenüberstehen sollten. Das will ich vermeiden, und wenn auch die Binde von ihren körperlichen Augen fällt, dann mag doch die mitleidig ver-

hüllende Binde vor ihrem seelischen Auge ihr erhalten bleiben. — Es ist besser für sie und — für mich."

„Ei, ei, Sie werden ja ganz sentimental, lieber Professor," lachte der kleine Doktor. „Soll ich Ihnen einmal ein Wort im Vertrauen sagen, liebster College? Einem alten Mann, der ihr Vater sein könnte, dürfen Sie es schon hingehen lassen. Professor, Sie sind verliebt."

Der kleine Doktor lächelte den Collegen verschmitzt an; aber sein Lachen ging in starres Erstaunen über, als er die Wirkung seines gut gemeinten Scherzes sah. Der Professor sprang ernst empor. Sein Antlitz legte sich in finstere Falten, seine Hände ballten sich zur Faust.

„Also so weit ist es schon mit mir gekommen," grollte er, „daß man meiner spottet, als sei ich ein thörichter Jüngling, der seine Gefühle nicht bemeistern kann? Glauben Sie mir, Doktor Winter, daß ich noch Herr über mich und meine Leidenschaften bin, daß ich meinem Herzen nicht die tyrannische Herrschaft über meinen Verstand einräume. Ich bin nicht so albern, daß ich meinen sollte, ich könnte mit meinen vierzig Jahren noch Liebe erwecken, und ich liebe es nicht, mich lächerlich zu machen, indem ich um ein junges frisches Leben werbe."

„Nun, nun, Verehrtester, gar so alt und hinfällig und vernünftig brauchen Sie sich nicht hinzustellen. Sie sind ein stattlicher Mann in den besten Jahren. Was hindert sie denn jetzt, um die Hand und das Herz Frau Ottiliens zu werben, die Ihnen das Schicksal vor zwanzig Jahren verweigerte? Frau Ottilie ist eine stattliche schöne Frau — sie ist wieder aufgeblüht unter Ihrer Pflege und ich zweifle nicht daran, daß Sie, verehrter Freund, tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben. Ich erkenne sie kaum wieder, so hat sie sich zu ihrem Vortheil verändert.“

Der Professor sah den Sprechenden bei diesen Worten starr an, als verstünde er ihn kaum. Dann lachte er plötzlich laut auf und rief: „Ich Thor, ich dreimal thörichter Thor! — Ja, ja, lieber Doktor Sie haben recht. Frau Ottilie, das wäre eine Frau für mich, aber .... Lassen sie uns das Gespräch abbrechen, bester Freund. Ich danke Ihnen für Ihre Worte, die eine treffliche Lehre für mich enthalten. Mit meiner Abreise werde ich es mir noch einmal überlegen. Jedenfalls sprechen wir uns vorher noch – ich weiß wirklich noch nicht, was ich thue. Und nun will ich Sie nicht länger von Ihrem Frühschoppen zurückhalten, ich mache lieber noch einen Gang in den

Wald, vielleicht spreche ich auch in der Villa Fahrenbrink vor, um mich zu überzeugen, wie es dort steht."

„Das sollten Sie thun, Professor. Die Damen, namentlich Frau Ottilie, erwarten sie seit einigen Tagen mit Ungeduld. Ich glaube man könnte Frau Ottilie die Binde schon von den Augen nehmen und sie durch einen grünen Schirm ersetzen . . . ."

„Nein, nein," warf der Professor hastig ein, „solange ich hier bin, muß sie die Binde tragen."

„Es ist rührend, mit welcher Genauigkeit Frau Ottilie Ihre Vorschriften befolgt. Gestern nahm ich ihr die Binde ab, um die Augen zu untersuchen, sie vermochte die Gegenstände im Zimmer genau zu unterscheiden, sie war glücklich darüber,, aber rasch band sie das Tuch wieder vor die Augen, sie erinnerte sich Ihrer Vorschrift, lieber Professor, und gehorchte ihr willig, obgleich ich ihr versichern konnte, daß der Aufenthalt in dem halbdunklen Zimmer ohne Binde ihren Augen nichts schaden würde."

„Sie ist eine sehr geduldige Patientin."

„Sie ist es erst durch Sie geworden, Professor. — Also Sie wollen wirklich kein Gläschen mehr trinken? Na, dann auf Wiedersehen und sprechen Sie nur einmal bei Frau Ottilie vor."

Die beiden Herren schüttelten sich die Hände.

Dann vergrub sich Doktor Winter in die neuesten Zeitungen, während der Professor mit raschen Schritten sich entfernte. Nach wenigen Minuten erreichte er den Wald und athmete erleichtert auf, als ihn der kühle Schatten, und der würzige Duft der Tannen umfing.

Die Unterredung mit dem Doktor hatte ihn in seinem Entschluß noch mehr bestärkt, sich Frau Ottilien nicht zu entdecken und sofort abzureisen. Was nützte aller Kampf gegen das leidenschaftliche Gefühl, welches über sein Herz hereingebrochen war, wie die plötzliche Sturmfluth über die friedlich und still daliegende Insel? Er hat redlich gegen diese Leidenschaft gekämpft, er hat alle Vernunftgründe gegen sie ins Feld geführt, er hatte sich selbst verspottet, dennoch war sie von Tage zu Tage gewachsen und hatte die Erinnerungen seiner Jugend hinweggespült mit Sturmesgewalt. Er hatte die erloschenen Sterne seiner Jugend zu neuem Glanz, zu neuem Leben erwecken wollen, und jetzt tauchte aus dem Nebel der Zeit, aus der Einförmigkeit der Tage ein junges, frisches, schimmerndes Sternenpaar auf, dessen Glanz alle Sterne seiner Jugend, seines Lebens überstrahlte, daß sie untersinken in Nacht und Nebel, erbleicht, erloschen auf's Neue, für immer.

Und doch war es zu spät für ihn, diesen jugendfrischen Sternen zu folgen. Sie leuchteten ihm nicht mehr,

wie die Rosen im Garten des Landhauses da drunten am Schloßberge ihm nicht mehr blüthen. Ihm kam eine Melodie in den Sinn, die er seit langen, langen Jahren nicht mehr gehört, als er auf das Landhaus und den im Sonnenschein prangenden Garten niederschaute, und er mußte trotz des Wehgefühls in dem Herzen über sich selbst lächeln, als seine Lippen unwillkürlich die Worte zu jener sentimentalen Opernmelodie summten:

„Ihr verblühet süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht,
Blüthet ach, dem Hoffnungslosen
Dem vor Gram das Herze bricht . . .“

Er raffte sich auf. So konnte es nicht weiter gehen. Wo war seine frühere Kraft, seine Mannheit, sein Selbstbewußtsein, seine Würde geblieben. Noch heute wollte er Alles zur Abreise richten. Noch einmal in jenem Hause dort unten vorsprechen, in dem er sein Glück, seine Liebe zurückließ und dann wieder heimziehen in sein ernstes, der leidenden Menschheit gewidmetes Leben. Er hatte noch einmal versucht glücklich zu werden, glücklich wie die andern Menschen, die lachend zum blauen Himmel, zur strahlenden Sonne, zu den glänzenden Sternen emporschauten, — der Versuch war gescheitert, das Schicksal hatte ihn zurückgeworfen

von dem Eiland der Glücklichen, zurückgeworfen in die hochgehenden Wogen des Meeres. An ihm war es nun, sich als kühner, starker Schwimmer zu erweisen daß er nicht unterging in dem weiten, wüsten, öden, grauen Meer, welches sich vor ihm eröffnete, unendlich, unabsehbar!

Es mußte ein Ende gemacht werden. Mit raschen Schritten eilte er auf die Villa Fahrenbrink zu und betrat gerade den Garten, als Otti zum Ausgehen gerüstet auf der Veranda des Hauses erschien. Sie erröthete flüchtig, als sie ihn erblickte.

„Mama befindet sich in ihrem Zimmer, Herr Professor,“ sagte sie, die Augen zu Boden senkend, „Sie erwartet sie seit einigen Tagen, ich fürchtete schon, Sie wären ohne Abschied von uns abgereist.“

„Das wäre unrecht und sehr unhöflich von mir gewesen,“ entgegnete der Professor mit leicht erregter Stimme, während sein Auge mit eigenthümlich verschleierten Glanz auf dem zarten Antlitz Otti's ruhte. „Aber heute bin ich gekommen, um Abschied zu nehmen . . .“

„Ah!“

Ein leiser schmerzlicher Ausruf entschlüpfte ihren Lippen. Sie erhob die braunen Augen zu ihm; es war ihm, als sähe er in das brechende Auge eines

todtwunden Rehes und ein Beben erschütterte seine Gestalt, ein Krampf preßte sein Herz zusammen, als ob es zerspringen sollte.

„Otti, mein liebes Fräulein Otti, thut es Ihnen leid, daß ich von Ihnen Abschied nehmen muß?“

Er hatte ihre Hand erfaßt, die sie ihm diesmal willenlos überließ. Sich abwendend, um ihre Thränen zu verbergen, entgegnete sie leise:

„Was kümmert es Sie, ob es mir weh thut, wenn sie so plötzlich von uns gehen? Sie haben sich ja nie um mich gesorgt, Sie haben mich ja kaum beachtet, Sie waren gleichgiltig gegen mich, oft schien es mir, als wenn meine Anwesenheit Ihnen lästig war — Sie richteten ja kaum das Wort an mich — leben Sie wohl und haben Sie tausend, tausend Dank für das, was Sie an Mama gethan haben . . .“

Sie wollte ihre Hand zurückziehen und davoneilen. Aber er hielt ihre Hand fest, ja, er erfaßte auch ihre andere Hand, und plötzlich zog er sie an seine Brust, schlang den Arm um sie und preßte ihr Haupt an sein Herz. Und sie lag still, ganz still an seinem Herzen. Ein betäubendes Glücksgefühl war über sie gekommen, ein beseligender Traum umhüllte ihre Sinne, sie schloß die Augen, lag still, regungslos an seiner Brust und lauschte seinen leidenschaftlichen

Worten, die wie aus weiter Ferne und doch so klar und deutlich zu ihr drangen.

„Otti, mein liebes, süßes, thörichtes Kind," flüsterte er tiefbewegt, „wie konntest Du glauben, daß Gleichgültigkeit für Dich in meinem Herzen lebte? Fühltest Du denn nicht, wie die Liebe zu Dir von Tag zu Tag in meinem Herzen wuchs? Sahest Du nicht, wie ich gegen dieses Gefühl ankämpfte, weil ich einsah, daß meine Liebe vergeblich war, vergeblich sein mußte? Wie konnte ich, ein an der Grenze des Mannesalters Stehender, meine Augen zu Deiner Jugend, Deiner Schönheit, Deinem Liebreiz erheben? Wie durfte ich hoffen, daß Du dem alternden Mann Liebe entgegenbringen würdest? Wie konnte ich meinen zur Neige gehenden Lebensweg mit Deinem jungen, zum Glück, zur Sonne aufstrebenden Fluge verbinden wollen? Deshalb war ich rauh und hart gegen Dich, Du mein armes Kind. Ich wollte mit Gewalt dieses Gefühl zurückdrängen, welches mich tief unglücklich und doch so glücklich, o, so glücklich gemacht hatte. Und jetzt, mein scheues Vögelchen, birgst Du Dein Köpfchen an meinem Herzen? Jetzt ruhest Du in meinen Armen — jetzt leuchten mir Deine Augen — sprich, Otti, mein liebes, süßes Kind, ist es denn möglich, daß Du den alten, ernsten Mann lieben

kannst, daß Du mir all das Leid, das ich Dir angethan habe, verzeihen kannst?“

Mit sanfter Gewalt hob er ihr Köpfchen empor und aus ihren thränenumschleierten Augen, von ihren in süßer, schmerzlicher Freude zuckenden Lippen glänzte ihm das seligste Glück entgegen, daß ein Jubelruf sich seiner Brust entrang und er die Geliebte fest, fest umschlang und ihre zuckenden Lippen, ihre braunen, strahlenden Augen küßte.

„Ich habe Dich lieb, o so lieb, daß ich es nicht zu sagen vermag . . .“ kam es flüsternd von ihren Lippen.

Da öffnete sich die Thüre, welche in das Innere des Hauses führte, und eine dunkelgekleidete Frauengestalt, mit einer leichten schwarzen Binde vor den Augen trat auf die Veranda.

„Wer ist da?“ fragte eine zitternde Stimme. „Sind Sie es, Herr Professor?“

Mit einem leichten Aufschrei entriß sich Otti den Armen des Geliebten. Sie stürzte zur Mutter, umschlang sie mit den Armen, küßte sie leidenschaftlich, wollte sprechen, vermochte es jedoch nicht und nur die Worte rangen sich von ihren Lippen: „Sprich mit ihm, meine liebe Mama — er darf nicht fort — nein, nein, er darf nicht fort . . .“

Dann eilte sie davon, sich wie ein aufgeschrecktes Vöglein in dem Gebüsch des Gartens verbergend.

„Was war mit Otti?“ fragte Frau Ottilie erstaunt und erschreckt.

Wie die Verkörperung seines Schicksals stand die dunkle Frauengestalt vor ihm. Mit einem Male ward ihm klar, welch ein Abgrund ihn von Otti trennte, mit einem Male kam ihm wieder in das Gedächtniß zurück, was er sich all die Wochen vorher so oft gesagt, daß er hier nicht lieben durfte, daß die Schatten seiner Jugend sich verdüsternd, erstickend über das sonnige Glück seiner Mannesjahre legen mußten.

Er rang nach Worten und fand doch nicht den richtigen Ausdruck der Empfindungen, welche sein Herz durchstürmten.

„Gnädige Frau — ich habe Ihnen so viel zu sagen — ich kam, um Abschied von Ihnen zu nehmen — und jetzt — jetzt —“

Doch sie ließ ihn nicht aussprechen. Rasch trat sie auf ihn zu und legte ihre bebende Hand auf seinen Arm.

„Ich hörte schon von Doktor Winter, daß Sie wieder abreisen wollten. Ich mochte es noch nicht

glauben, ich will es auch jetzt noch nicht glauben. Sie dürfen mich jetzt noch nicht verlassen, Sie müssen hier bleiben, bis ich meiner Augen volle Sehkraft wieder erlangt habe, bis ich Sie von Angesicht zu Angesicht sehen kann. Sie wissen ja nicht, wie ich mich nach Ihrem Anblick sehne — stärker vielleicht, als nach dem Anblick meines Kindes . . . es ist unrecht von mir, so zu sprechen, aber ich vermag in diesem Augenblick nicht anders. Sie haben mir ja mehr als das Leben, mehr als das Augenlicht wiedergegeben, Sie haben in meinem Herz die frohe Hoffnung, die Freude am Leben wieder erweckt, Sie haben mich aus der Nacht der Verzweiflung, des Trübsinns, der Reue zurückgeführt in das helle Sonnenlicht — nein, nein, Sie dürfen nicht fortgehen, ehe ich nicht den Blick meiner Augen dankerfüllt in die Ihrigen senken kann."

„Wir werden uns wiedersehen, gnädige Frau," entgegnete er tiefergriffen.

„Und bis zur Stunde des Wiedersehens soll ich mich gedulden? Ach, meine armen Augen werden es nicht glauben, daß sie wieder sehend geworden sind, wenn ich Sie, meinen Retter, meinen Wohlthäter nicht sehen darf! — Ach, wenn Sie wüßten, welche Erinnerungen Ihre Stimme, Ihr Wesen, Ihre ganze Persönlichkeit in mir erweckt haben! Erinnerungen, die

ich längst begraben wähnte, die ich mit Gewalt zurückdrängte, da ich fürchtete, sie würden mich überwältigen, sie würden mich vernichten. Haben Sie Mitleid mit mir — bleiben Sie bei uns, nur noch kurze Zeit. Sie sagten ja, daß ich in wenigen Tagen der verhüllenden Binde entbehren könnte — dann kann ich Sie sehen, dann kann ich Ihnen wirklich danken ..."

Die bittenden Worte zerrissen sein Herz. Was er geahnt, war eingetroffen. Die erloschenen Sterne seiner Jugend, sie leuchteten hervor aus ferner Zeit, sie wollten die jugendfrischen Sterne überstrahlen, sie rangen mit den neuen Sternen, die seinem Herzen aufgegangen, sie würden wieder in Nacht und Dunkel verschwinden, wenn sie die volle Wahrheit schauen konnten. Er durfte ihnen diese volle, für sie so schreckliche Wahrheit nicht enthüllen. Er durfte nicht sprechen, er durfte nicht sagen, daß der längst vergangenen Zeiten Sterne Glanz für ihn auf ewig verblichen war, er durfte sich der unglücklichen Frau nicht entdecken, er mußte schweigend verzichten auf sein Glück, untertauchen wieder in die weite, öde Welt, um nicht der Mutter Herz zu zerreißen, wenn er ihr sagte, daß sein Herz nicht ihr, sondern der frisch erblühten Tochter gehörte. Mit gewaltiger Anstrengung raffte er sich empor.

„Fassen Sie sich, gnädige Frau," kam es rauh über seine Lippen. „Ich werde Sie im nächsten Sommer wiedersehen, gesund und glücklich — jetzt lassen Sie mich gehen. Ich darf nicht bleiben, die Pflicht ruft mich von hier fort."

„So will ich Sie wenigstens einmal sehen," rief Ottilie schmerzlich aus, von ihm zurücktretend und die Hand zur Augenbinde emporhebend.

Er errieth ihre Absicht.

„Was wollen Sie thun, gnädige Frau?" rief er erschreckt. „Sie dürfen die Binde nicht lösen — nicht hier in dem hellen Sonnenlicht . . ."

„Und wenn ich auf ewig blind sein soll . . . einmal will ich Sie sehen — will wissen, ob meine Ahnung mich nicht betrogen . . ."

Mit einem jähen Griff riß sie die Binde von den Augen, ehe er es verhindern konnte.

Wie geblendet stand sie da. Er vermochte sich nicht abzuwenden, er blickte sie an, wie sie ihn anblickte, groß und starr, als sei sie aus einem Traume erwacht.

Plötzlich streckte sie ihm die Hände entgegen. Eine fahle Blässe überzog ihr Antlitz, ihre Augenwimpern zuckten, ihre Lippen bebten. —

„Robert, Robert — Du bist es — Du — Du — ach, ich habe es geahnt all die Wochen hindurch — ich habe Dich an dem Klang Deiner Stimme erkannt — ich wußte es, daß Du um mich weiltest — ich fühlte es — ich hörte es — Robert, Robert ...“

„Ja, Ottilie — ich bin es — nach zwanzig langen Jahren stehe ich wieder vor Ihnen, wie damals, um Abschied zu nehmen für immer ...“

„Nein, nein, nicht für immer . . . ach, meine Augen — meine armen Augen ...“

Sie taumelte zurück und bedeckte die Augen mit der Hand, während ein heftiger Schmerz ihr Gesicht durchzuckte. Der Wind hatte die schattenden Bäume zur Seite gebogen und das grelle Sonnenlicht des Mittags fiel voll und ungemildert in die noch schwachen und angegriffenen Augen Ottiliens.

„Die Binde — um Gotteswillen, nehmen Sie die Binde wieder vor die Augen, oder Alles war vergebens ...“

Er ergriff die zur Erde gefallene Binde und schlang sie mit zitternden Händen um die Augen Ottiliens. Dann führte er die Wankende zu einem Sessel, in den sie halb ohnmächtig niedersank.

„Ottilie, welche Unvorsichtigkeit haben Sie begangen?“

Ein Lächeln huschte über ihr blasses Gesicht. Fest umschlang sie seine Rechte mit den Händen.

„Ich habe Sie wiedergesehen, Robert,“ flüsterte sie in stillem Glück. „Mein einziger, sehnlichster Wunsch ist mir erfüllt worden — jetzt mag kommen, was da will, ich werde glücklich sein. Robert, haben Sie mir verziehen, was ich Ihnen gethan?“

„Ich hatte Ihnen nichts zu verzeihen, Ottilie — aber jetzt muß ich Sie dringend bitten, sich in Ihr Zimmer zurückzuziehen. Sie dürfen sich dem grellen Sonnenlicht nicht länger aussetzen, Sie müssen sich vor Allem ruhig halten.“

„Ich will Alles thun, was Sie wollen, Robert — meine Augen schmerzen mich in der That . . .“

„Machen Sie kühlende Compressen — ich sende Ihnen den Doktor Winter — ich vermag nicht länger zu bleiben . . .“

„Aber ich sehe Sie wieder?“

„Ja, ja . . . nur gehen Sie jetzt . . .“

Noch immer schwebte das stille, glückliche Lächeln auf ihrem Gesichte. Noch einmal drückte sie seine

Hand warm und innig, dann schritt sie mit gesenktem Haupte dem Innern des Hauses zu.

Eine Weile stand er ihr starr und finster nachblickend da. Dann zuckte es in bitterem Schmerz über sein Gesicht, er seufzte tief auf, preßte die Hände gegen die Stirn und eilte davon.

## VI.

Otti hatte sich in den verborgensten Winkel des Gartens geflüchtet. Erbebend in Glück und jungfräulicher Verschämtheit schmiegte sie sich in den tiefsten Schatten der Laube, hinauslauschend in den Garten, ob sie nicht die Stimme der Mutter hörte, welche sie zurückrief, oder den Schritt des geliebten Mannes, der kam, sie zu holen und der Mutter zuzuführen. Vor wenigen Minuten noch in trüber, düsterer Stimmung, war sie jetzt wie von der Ueberfülle des Glückes berauscht, befand sie sich in einem glückseligen Traum, den sie weiterträumte und weiterspann im überquellenden Gefühl von Freude, der Seligkeit und bräutlichen Hoffnung. Wie war es nur möglich, daß er, der ernste weise Mann der Wissenschaft, der berühmte Gelehrte, der weltbekannte Arzt und Professor, sie, das bescheidene Landmädchen zu lieben vermochte!

In Demuth senkte sie das Haupt. Ach, wenn sich ihr Traum verwirklichte, wie dankbar wollte sie sich be-

weisen, wie ihm, nur ihm allein ihr Leben, ihre Arbeit, ihr Denken und Empfinden widmen, sich ganz vertiefen in sein Wesen, daß sie lernte, ihn und seine Wissenschaft zu verstehen. Ein Gefühl des Zweifels, des Bangens schlich sich in ihr Herz, ob sie dem berühmten gelehrten Manne auch das zu sein vermochte, was er von seiner Lebensgefährtin zu fordern berechtigt war. Aber dieser Zweifel, dieses Bangen ging unter in der unendlichen Liebe. welche sie für ihn empfand. Diese Liebe machte sie stark und muthig und gab ihr das Vertrauen auf sich selbst zurück.

Aber wo bleiben sie nur, die Mutter und der geliebte Mann? Tiefe Stille herrschte in dem Garten. Nur in den Bäumen und Büschen rauschte geheimnißvoll der stärker anschwellende Wind. Von der alten Erle am Bache da drüben klang der schmetternde Ruf eines Finken ab und zu in die Stille des Sommertages hin-ein. Ueber den Blumen des Garten gaukelten die Schmetterlinge im schimmerden Sonnenlicht und und über den Weg, der in ein dichtes Gebüsch führte, schlüpfte blitzschnell eine grünlich schimmernde Eidechse. Es war so schwül, so todtenstill!

Otti vermochte es nicht länger in der dumpfen Laube auszuhalten. Sie trat in das Freie, sie spähte den Weg entlang, der zur Villa führte, niemand nahte

sich, kein Ton ward laut, als das Flüstern des Windes und der ferne Ruf des Finken. Ein peinigendes Gefühl schlich sich in des Mädchens Herz. Zögernd schritt sie weiter, bis sie die Veranda vor sich liegen sah. Das Dienstmädchen kam eben eilfertig die Treppe herab Ach, endlich doch jemand, die Otti fragen konnte. Sie rief das Mädchen.

„Ach, Fräulein, es ist gut, daß ich Sie schon hier treffe," entgegnete die Magd. „Ihre Mama verlangt nach Ihnen."

„Wo ist Mama?"

„In ihrem Zimmer."

„Ist — ist sie allein?"

„Jawohl, Fräulein."

„Gut — ich komme . . ."

Ein unerklärliches Angstgefühl preßte ihr Herz zusammen. Was war vorgefallen? Wie schnell hatte Robert sich entfernt, ohne von ihr Abschied zu nehmen? Hatte er mit der Mutter nicht von ihrer Liebe gesprochen? Hatte die Mutter ihm ihr Jawort verweigert?

Hastig eilte sie nach dem Zimmer ihrer Mutter und blieb überrascht in der Thür stehen, als sie die Mutter in dem Gemach auf und abschreiten sah, die Augen ohne Binde, nur zuweilen ein feuchtes Tuch

an die Augen pressend, als ob diese schmerzten. Auf dem leise gerötheten Antlitz der Mutter aber lag ein freudiges Lächeln und ihre Stimme klang fast fröhlich, als sie Otti entgegenrief: „Ach, endlich bist Du da, daß ich Dir eine große Ueberraschung, ein freudiges Ereigniß mittheilen kann.“

„Hat der Professor Dir erlaubt, die Binde abzunehmen, Mama?“

„Nein, mein Kind — aber ich vermochte die Binde nicht mehr zu ertragen, seit ich ihn gesehen — die Augen brennen mir wohl etwas, aber das schadet nichts — ich habe ihn gesehen und wieder erkannt!“

„Wen hast Du gesehen und wieder erkannt, Mama?“

„Setze Dich hier zu mir, mein Kind. Ich habe mit Dir zu sprechen, sehr ernst, sehr ernst, und doch etwas sehr freudiges.“

Frau Ottilie nahm in ihrem Sessel am Fenster Platz und Otti schmiegte sich auf ein niedriges Bänkchen ihr zu Füßen, wie sie es von jeher gewohnt war. Frau Ottilie legte ihre Hände auf das Haupt der Tochter. „Ich vermag Deine lieben Züge noch nicht deutlich zu sehen, mein Kind,“ sagte sie zärtlich. „Es ist so dunkel hier — willst Du nicht die Läden öffnen?“

„Nein, Mama, bedenke, er hat es verboten, ehe

Du nicht ganz hergestellt bist und eine dunkle Brille trägst."

„Ja, ja, er hat's verboten und ihm wollen wir beide uns fügen. Da, Otti, binde mir auch das Tuch wieder um die Augen. Ich kann nicht erzählen, wenn ich Dein liebes Gesichtchen vor mir sehe."

„Otti that, wie die Mutter ihr geheißen, dann kauerte sie sich wieder zu ihren Füßen nieder. Ihr war so seltsam zu Sinn. Was hatte die Mutter ihr mitzutheilen, wenn nicht das Eine, von dem ihres Lebens Glück und Frieden abhing?

„Was ich Dir zu sagen habe, mein Kind," hub Frau Ottilie nach einer Weile an, „weiß außer mir nur noch unser alter Freund, der Doktor Winter. Doch auch er weiß nicht Alles. — — Ich habe es Dir, mein Kind, bislang verschwiegen, ich wollte das Geheimniß mit in das Grab nehmen, weßhalb solltest Du auch von einer That Deiner Mutter wissen, die zwei Menschen tief unglücklich gemacht hat — mich und Robert Schäffler . . . ."

„Mama — liebe Mama" — rief Otti erschreckt aus, die Mutter fest umklammernd in namenloser Angst vor dem, was sie erfahren sollte.

„Es ist vorüber das Unglück," fuhr Frau Ottilie lächelnd fort, ihr Kind zärtlich an sich pressend. „Ich

hoffe zu Gott, daß sich noch Alles zum Guten wendet. Du konntest meine Weigerung nicht verstehen, mich der Kunst des berühmten Professors Schäffler anzuvertrauen, Du wirst mich verstehen, wenn ich Dir mittheile, daß Robert Schäffler und ich uns liebten, daß wir uns ewige Treue geschworen, und daß ich diese Treue gebrochen habe, um Deinen Vater zu heirathen . . . .“

Das furchtbare Wort war gefallen — gleich einem Blitzschlag aus heiterem Himmel. Es war gut, daß Frau Ottilie das entstellte Gesicht ihrer Tochter nicht zu sehen vermochte, aber sie vernahm doch den dumpfen Wehelaut, der sich unwillkürlich der Brust Ottis entrang, als sie ihr Haupt in den Schooß der Mutter barg. Liebkosend legte diese die Hände auf die braunen Locken der Tochter.

„Du brauchst nicht so zu erschrecken. Ich habe schon lange Dein und des Doktors Geheimniß errathen, daß dieser Professor Ehlers niemand anders war, als der berühmte Professor Robert Schäffler, der Freund meiner Jugend. Heute habe ich ihn wieder gesehen — Auge in Auge — heute habe ich von seinen Lippen gehört, daß er mir längst verziehen hat.“

Ein gewaltsam unterdrücktes Schluchzen erschütterte

die Gestalt Ottis, die sich fester und fester in den Schooß der Mutter preßte.

„Ich bin Dir volle Wahrheit schuldig, mein Kind," fuhr diese fort. „Robert Schäffler war der Sohn des Pfarrers von Hüttenrade, einige Stunden von hier. Unsere Väter waren befreundet, wir selbst spielten als Kinder oft zusammen, — als er zum ersten Mal als Student heimkehrte, schlossen unsere Herzen den Bund der Liebe. Sein Vater freute sich dieser Liebe und auch mein Vater schien anfangs der Verbindung nicht abgeneigt. Robert sollte sein ärztliches Studium vollenden, sich als Arzt hier niederlassen und mich dann als sein Weib heimführen. Es war ein glückliches Jahr, welches ich erlebte. Doch plötzlich änderte mein Vater seinen Sinn — er verlangte, daß ich die Verlobung mit Robert rückgängig machen und Deinem Vater, der vor kurzem von einer weiten Reise zurückgekehrt war, die Hand reichen sollte. Ich weigerte mich — da — da erfuhr ich ein unseliges Geheimniß — nein, mein Kind, ich vermag es Dir nicht zu sagen. Es soll mit mir zu Grabe getragen werden. Aber dieses Geheimniß vernichtete meine Liebe zu Robert — ich mußte einwilligen, Deines Vaters Frau zu werden, wollte ich nicht meinen Vater und uns alle in das Verderben stürzen. Mit gebrochenem Herzen

gab ich Robert sein Wort zurück — mit gebrochenem Herzen schloß ich die Ehe mit Deinem Vater . . . .“

„O Mutter, Mutter, was hast Du gethan!“ schluchzte Otti plötzlich in wildem Schmerze auf und umschlang krampfhaft der Mutter Hals mit den Armen.

„Ich hab' es Dir verschwiegen bis heute, mein liebes Kind. Ich wollte in Dir das Andenken Deines Vaters rein nnd ungetrübt erhalten. Ich will auch nicht ungerecht sein, Dein Vater war ein Ehrenmann, er liebte mich und Dich zärtlich und auch ich glaubte in den ersten Jahren unserer Ehe, lernen zu können, ihn zu lieben. Ich schätze ihn jetzt noch hoch, ich bin ihm dankbar für alle Liebe, die er mir und Dir erwiesen. Ich würde vielleicht auch noch ruhig und zufrieden an seiner Seite geworden sein — aber die Reue über mein gebrochenes Wort, das furchtbare Geheimniß, welches auf meiner Seele lastete, ließ kein Glück in meinem Herzen aufkommen. Jede Lebensfreude war mir zerstört — meine Krankheit, meine Erblindung nahm ich als Strafe, als Sühne hin — doch jetzt, jetzt ist Alles gesühnt, er ist zu mir zurückgekehrt, er selbst hat mir der Augen Licht zurückgegeben, er hat mir verziehen, er wird mich nie mehr verlassen! — Ach Otti, kannst Du Deiner thörichten

Mama vergeben, daß sie noch wünscht und hofft, wie ein junges Mädchen? Sag' mein liebes, süßes Kind, könntest Du mir verzeihen, wenn ich dem Freund, dem Geliebten meiner Jugend, jetzt noch die Hand zum Bunde reichte?"

In dem Herzen des unglücklichen Mädchens tobte ein wilder Sturm schmerzlicher Gefühle. Sie weinte am Halse der Mutter, die ihr krampfhaftes Schluchzen mit mildem, zärtlichem Worte zu beruhigen suchte, und doch so weit davon entfernt war, die Tiefe des Schmerzes des armen Kindes zu verstehen.

Endlich beruhigte sich der Sturm im Herzen Ottis. Still lag sie, wie ein krankes, müdes Kind, in den Armen der Mutter, die besorgt ihre Wangen streichelte.

„Sprich doch zu mir, Otti," flüsterte sie. „Ist Dir der Gedanke so furchtbar? — Gönnst Du Deiner Mama nicht den letzten Sonnenschein des Glückes . . ."

„Mama, liebe gute Mama," stieß Otti leidenschaftlich hervor. „Mit meinem Leben würde ich Dein Glück erkaufen. Ja, meine liebe Mama, Du sollst glücklich werden — Du, die so viel, so viel gelitten hat. — Was liegt an mir — an meinem Glück? — Ich bin jung — ich bin stärker als Du — ich vermag noch Alles zu ertragen . . ."

„Was sprichst Du da, Otti?“

„Höre nicht auf mich, Mama. Ich bin so verwirrt .... werde glücklich, meine liebe, gute Mama ....“

Sie umarmte und küßte die Mutter leidenschaftlich. Aber ihre Kraft, ihre Selbstbeherrschung war zu Ende, sie athmete erleichtert auf, als das Dienstmädchen eintrat und meldete, daß Doktor Winter gekommen sei.

„Laß ihn eintreten,“ rief Frau Ottilie lächelnd. „Mit ihm hab ich auch noch ein Wörtchen zu sprechen.“

„Darf ich mich entfernen, Mama?“ fragte Otti rasch, die sich vor den scharfen Augen des alten Arztes fürchtete.

„Geh' nur mein Kind. Du weißt nun Alles — überleg' es Dir und werde wieder meine lustige, kleine Otti?“

Sie küßte Otti auf die Stirn, tief aufathmend eilte das Mädchen aus dem Zimmer.

## VII.

„Das ist eine dumme, höchst ärgerliche Geschichte, mein lieber Herr Professor. Aber das kommt davon wenn man sich mit Heimlichkeiten abgiebt. Wir hätten Frau Ottilien von vornherein die Wahrheit sagen sollen.“

Diese Worte stieß der kleine Doktor Winter aufgeregt hervor, als er an einem der folgenden Tage mit dem Professor unter der breitästigen Linde des Scharffensteiner Forsthauses saß.

„Sie mögen Recht haben, lieber College,“ entgegnete der Professor trübe lächelnd. „Ich bin sonst auch kein Freund von Heimlichkeiten und Winkelzügen gewesen. Sie wissen aber, wie das Alles gekommen ist. Es ist nichts mehr zu ändern . . . .“

„Nichts mehr zu ändern? Oho, mein junger gelehrter Freund und College, sehr vieles ist noch zu ändern und muß geändert werden! Weßhalb ließen Sie sich seit jenem Tage nicht mehr bei Ottilien sehen? Die arme Frau befindet sich in einem be=

dauernswerthen Zustande, und Otti — ich weiß wahrhaftig nicht, was mit ihr vorgegangen ist. Schon Ihre Pflicht als Arzt sollte Sie zurückgeführt haben, denn ich muß Ihnen sagen, daß mir die Augen Frau Ottiliens gar nicht mehr gefallen. Statt Fortschritte machen sie wieder Rückschritte. Statt daß die Sehkraft zurückkehrt, scheint sie mir wieder mehr und mehr zu schwinden."

„Das verhüte der Himmel! —"

„Das können sie verhüten, wenn Sie sich etwas mehr um Ihre Patientin bekümmern wollen."

„Ich vermag nichts mehr zu thun, Frau Fahrenbrink hat durch ihre eigene Unvorsichtigkeit die Gesundung ihrer Augen wieder auf's Spiel gesetzt. Aber wenn Sie an meine ärztliche Pflicht appelliren, so sollen Sie mich bereit finden. Ich werde Sie heute noch zu Frau Fahrenbrink begleiten."

„Und nur Ihre ärztliche Pflicht führt Sie zu der armen Frau zurück?"

„Quälen Sie mich nicht mehr, lieber College. Ich vermag Ihnen nicht mehr zu sagen — was ich zu verbergen habe, ist nicht mein Geheimniß allein."

„So will ich Ihnen Ihr Geheimniß sagen, Sie thörichter Mensch! Glauben Sie, die Augen eines alten Landarztes sehen nicht mehr scharf genug, um

zu erkennen, wenn es hier bei einem Menschen lichterloh brennt?"

Er tippte mit schlauem Lächeln mit dem Finger auf die linke Brust Roberts.

„Doktor, was sprechen Sie?!"

„Nichts als die Wahrheit, lieber Freund. Sie sind verliebt — verliebt bis über die Ohren und zwar nicht in die Mutter, sondern in das liebreizende Töchterchen . . ."

„Schweigen Sie! Sie haben kein Recht, sich in meine Geheimnisse zu drängen!"

„Oho, wenn diese Geheimnisse das Herz, das Glück meines Mündels, der kleinen Otti, betreffen, maße ich mir allerdings das Recht zu. Professor, Doktor der Medizin, ruhmbekränzter Akademiker, was sind Sie doch für ein thörichtes Menschenkind? Kennen Sie einer Mutter Herz so wenig, als daß Sie glauben, dieses Herz würde nicht jedes Opfer bringen, um ihr Kind glücklich zu sehen?"

„Ich bitte Sie, hören Sie auf, Doktor. Nun ja denn, ich will es Ihnen gestehen ich liebe: Ottiliens Tochter — ich liebe sie mit der tiefen Leidenschaft, welche nur eines gereiften Mannes Herz empfinden kann. Aber mein Verstand, meine Ueberlegung sagt mir, daß meine Liebe Wahnsinn, ein Unrecht ist. Ach,

wie habe ich gegen diese Liebe angekämpft! Ich will es Ihnen nun verrathen, bester Freund, daß, ehe ich Ottiliens liebliche Tochter kennen lernte, die Erinnerung an meine Jugendliebe zu Ottilien selbst mein Herz noch in Banden hielt. Ich hatte seit fast zwanzig Jahren nichts von ihr gehört. Auf schmähliche Art sah ich mich einst von ihr verlassen, verrathen, glauben Sie mir, ich habe lange Jahre schwer daran getragen, bis ich in der Wissenschaft Ruhe und Frieden wieder fand. Ich habe Ottilien lange Jahre hindurch gezürnt. Nur mit Aufbietung aller meiner moralischen Kraft überwand ich ihren Treubruch. Da führte mich halb der Zufall, halb der eigene Wille wieder hierher — Sie wissen, welchen Plan ich mit meiner Reise verband, ich wollte ein Asyl für Augenkranke gründen, ich traf gleich am ersten Tage Ottiliens Tochter, ich hörte von dem traurigen Geschick der Jugendfreundin, ein unendliches Mitleid mit ihr schlich sich in mein Herz, ein Gefühl welches ich für die wieder erwachte Liebe hielt. Ich wollte ihr das Augenlicht zurückgeben, ich wollte die Sterne meiner Jugend zu neuem Glanz, zu neuem Leben erwecken, und wenn sie, meine Jugendsterne, im neuen Glanz erschimmerten, dann — dann wollte ich vor Ottilien hintreten, um sie zu fragen, ob in ihrem Herzen auch die alten Sterne noch

lebten, ob sie die alte Liebe im Herzen noch hegte, ob sie vertrauensvoll dem gereiften Mann die Hand zum Bunde reichen wollte, die sie einst dem leidenschaftlichen Jüngling versagen zu müssen glaubte. Ach, lieber Freund, was habe ich diese Woche gekämpft und gelitten! Den Augen vermochte ich neues Licht, neues Leben zurückzugeben, doch die Sterne in meiner Brust waren todt — erloschen für immer, ein neuer Stern, eine neue Sonne war in meinem Herzen aufgegangen und ihre Strahlen versengten meine Vorsätze, meinen Willen, meine Erinnerung, meine alte Liebe! — Jetzt wissen Sie das Geheimniß, mein Freund, welches mich von hier forttrieb, ehe Ottilie meinen wahren Namen entdeckte. Ich konnte nicht hoffen, daß Ottiliens Tochter mich liebte, sie, die frisch erblühte Mädchenknospe, ich, der an der Grenze des Alters stehende Mann. Und als ich erfuhr, daß das Wunderbare dennoch eingetreten war, daß mich Otti liebte, da — da, mein Freund, mußte ich erfahren, daß in ihrer Mutter Herz die alte Lieb noch nicht erloschen war, daß sie schon längst geahnt mit dem Instinkt des liebenden Weibes, wer ich war, daß sie den Augenblick herbeisehnte, wo sie mir Auge in Auge gegenüberstand, wo sie mir gestehen durfte, daß sie mich noch immer liebe. Was ich in jener Stunde,

in diesen Tagen gelitten, ich vermag es nicht zu beschreiben. Soll ich von ihr, die mich liebt, die noch an meine Liebe zu ihr glaubt, die Hand der Tochter verlangen? Soll ich trennend zwischen Mutter und Tochter treten? Soll ich ihr die furchtbarste Enttäuschung bereiten, welche eine Frau erfahren kann? Soll ich in Ottis Herzen den Widerstreit zwischen der Liebe zu ihrer Mutter und zu mir entzünden? Nein, lieber Freund, noch bin ich Herr genug über mich selbst, als daß ich blindlings meiner Leidenschaft folgen sollte."

Er schwieg, erhob sich und ging vorerst auf und ab. Traurig erwiderte der sonst so lustige kleine Doktor: „Ich bin ein alter Hagestolz, ich weiß mir und Ihnen keinen Rath in diesem Wirwarr. Das Beste ist, Sie sprechen offen mit Frau Ottilien, ein Frauenherz und noch dazu das einer Mutter findet in solcher Gelegenheit stets das Richtige."

„Nein es ist alles vorüber — es muß alles vorüber sein, schon um Ottis willen. Ich will noch einmal als Arzt Ottilien besuchen, dann mag es vorbei sein, dann nehme ich Abschied — für immer . . . ."

„Mein Wagen wartet unten am Berge. Wollen Sie gleich mit mir kommen?"

„Lassen Sie uns gehen. Je eher wir ein Ende machen, desto besser für uns alle. Mein Koffer ist gepackt, alles zur Abreise bereit — noch dieser eine Weg und dann fort."

Doktor Winter schüttelte ungläubig lächelnd das greise Haupt, er erwiderte jedoch nichts mehr, sondern folgte schweigend dem rasch davon schreitenden Professor zum Wagen. Auf der Fahrt erkundigte sich dieser nach dem Zustande der Augen Frau Fahrenbrinks. Bei der Schilderung derselben durch Doktor Winter, nahm sein Antlitz einen sehr ernsten Ausdruck an, er äußerte jedoch kein Urtheil, er wollte zuerst selbst sehen und beobachten.

Nach kurzer Zeit hielt der Wagen vor der Villa Fahrenbrink. Auf der Veranda trat den beiden Herren, Otti entgegen. Ihr Antlitz bedeckte eine durchsichtige Blässe, ihre Augen verschleierte ein feuchter, trüber Schimmer, aber ihre Haltung war gefaßt und ruhig, wenn auch ihre Stimme leise zitterte, als sie sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Professor, daß Sie noch einmal gekommen sind. Meine Mutter befindet sich auf ihrem Zimmer, ich halte es aber für besser, wenn man sie auf den Besuch des Herrn Professors vorbereitet? Lieber Onkel Doktor, wollen Sie die Güte

haben, zu Mama zu gehen und ihr die Ankunft des Herrn Professors mitzutheilen?“

„Gern, mein Kind — aber der Professor . . .?

„Ich möchte den Herrn Professor bitten, mir einige Minuten zu schenken.“

„Hm, ja, natürlich . . . . ich gehe schon . . . .“

Der kleine Mann trippelte eilig davon, einen verschmitzt lächelnden und doch verlegenen Blick auf den Professor werfend. Dieser zwang die Erregung seines Herzens nieder, er trat auf Otti zu und bot ihr mit herzlicher Geberde die Hand.

„Fräulein Otti, können Sie mir verzeihen? Können Sie verstehen, wie schmerzlich ich durch alle diese Vorfälle bewegt bin . . . .?“

Das junge Mädchen senkte die Augen nieder, während eine feine Röthe in ihren Wangen emporstieg. Sie that als bemerkte sie nicht, daß er ihr die Hand geboten, mit leiser, anfangs leicht bebender Stimme, die sich immer mehr befestigte, sprach sie: „Wir befanden uns beide in einem unheilvollen Irrthum, Herr Professor, der alle Wirrnisse und Verlegenheiten verschuldet hat. Sie waren nicht offen und wahr zu mir, daraus hätte leicht ein großes Unglück entstehen

können. Weßhalb sagten Sie mir nicht, daß Sie meine Mutter kannten, daß Sie ihr einst nahe, sehr nahe gestanden? Vieles wäre vermieden worden, über das zu sprechen uns jetzt schmerzlich und peinlich ist."

„Jeden Tag nahm ich mir vor," entgegnete er traurig, „mit Ihnen über meine frühere Bekanntschaft mit Ihrer Mama zu sprechen. Wenn ich Sie dann so glücklich, so lustig, so vertrauensvoll vor mir stehen sah, vermochte ich das richtige Wort nicht zu finden. Ich glaubte mich stark genug, ein Gefühl zu bekämpfen, zu unterdrücken, das doch bald mein ganzes Denken ausfüllte . . . ."

„O sprechen Sie nicht mehr so, Herr Professor," bat sie, indem sie die Augen mit einem unsäglich traurigen Ausdruck zu ihm emporhob. „Es mußte ja doch einmal Alles an den Tag kommen und dann — ah, wie konnten Sie denken, daß ich meiner Mutter solchen Schmerz bereitet hätte? Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — aber ich fühle mich so gedemüthigt, so erniedrigt . . . ."

„Otti . . . ."

„Nein, nein, nicht dieser Ton! Lassen Sie uns ruhig bleiben. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen

sind, so kann ich doch Abschied von Ihnen nehmen. — Leben Sie wohl . . . ."

Jetzt bot sie ihm die Hand. Aber der Schmerz, die Leidenschaft überwältigte ihn, er stützte sich mit der Linken fest auf den neben ihm stehenden Tisch, während seine Rechte die überquellenden Augen bedeckte.

So stand er eine Weile, keines Wortes mächtig, indeß es in seinem Herzen stürmte und tobte in gewaltiger Leidenschaft, die zu bezwingen nicht in seiner Macht stand. Otti sah den Kampf in seinem Herzen und auch sie erbebte in Mitleid, aus Liebe. Sanft legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Seien wir stark," sprach sie mit bebender, halb erstickter Stimme. „Lassen Sie uns ohne Groll von einander gehen, die Zeit heilt wohl die Wunde meines Herzens, und Sie — Sie sind ein Mann, ein Gelehrter, ein berühmter, hochgestellter Mann, Sie werden mich, das bescheidene Landmädchen bald vergessen haben . . . ."

„Niemals — niemals . . . ."

„Sie werden mich vergessen, wie Sie — meine Mutter vergessen haben . . . ."

„Otti, nicht dieses Wort! Nicht dieses Wort!"

„Ich wollte Sie nicht kränken — leben Sie wohl . . . .“ Sie wandte sich ab. Er rief ihren Namen, noch einmal blieb sie stehen, und blickte ihn unter Thränen lächelnd an.

„Muß es denn sein?“ kam es stöhnend über seine Lippen.

„Es muß sein, Robert. — Leben Sie wohl . . .“ Ein letzter Blick, eine kurze grüßende Handbewegung, dann war sie verschwunden. Aufschluchzend in der Qual seines Herzens sank er in einen Sessel und verhüllte das Antlitz mit den Händen.

So saß er eine Weile, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, verstörten Angesichts blickte er auf, Doktor Winter stand neben ihm.

„Kommen Sie, Professor. Frau Ottilie erwartet Sie. Die arme Frau ist noch voller Hoffnung, sie ahnt nicht, daß Otti und Sie sich lieben.“

Ein heftiger Groll quoll in Roberts Herze empor, den er nicht bemeistern konnte. Ein Gefühl des Hasses fast gegen diese Frau, die zweimal sein Lebensglück vernichtet, erfaßte ihn, das Mitleid mit ihrem Schicksal war völlig aus seinem Herzen verschwunden, er erhob

sich hastig, strich die wirren Haare zurück und sagte rauh: „Wohlan, lassen Sie uns gehen. Ich will wenigstens meine Pflicht als Arzt erfüllen.“

„Professor, haben Sie Mitleid mit der Frau . . .“

„Ich werde meine Pflicht thun, mehr kann man von mir nicht verlangen.“—

In dem verdunkelten Gemach ruhte Frau Fahrenbrink auf einer Chaiselongue. Rasch erhob sie sich bei dem Eintritt der Aerzte und streckte dem Professor die Hände entgegen.

„Sieht man Sie endlich einmal wieder, lieber Professor?“ fragte sie lächelnd.

„Doktor Winter sagte mir, daß sich der Zustand Ihrer Augen wieder verschlimmert habe, gnädige Frau,“ entgegnete der Professor in förmlicher Weise. „Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, vor meiner Abreise noch einmal vorzukommen, um dann mit Doktor Winter die weitere Behandlungsweise zu verabreden. Darf ich bitten, hier an das Fenster zu treten, gnädige Frau.“

Ottilie richtete sich straff empor. In solch förmlichem Tone hatte der Professor noch nie zu ihr ge-

sprochen. Sie fühlte sich verletzt, doch dann flog ein Lächeln über ihr Antlitz.

„Doktor Winter ist ein langjähriger Freund," sagte sie mit leichter Schelmerei. „Ich habe keine Geheimnisse vor ihm ...."

„Wollen Sie jetzt die Güte haben, mich Ihre Augen sehen zu lassen?"

Der Professor zog in geschäftsmäßiger Weise den Augenspiegel und die anderen Instrumente hervor. Doktor Winter löste die Binde von Ottiliens Augen, ihr zuflüsternd: „Wir sprechen später über das Andere — treten Sie jetzt an das Fenster ..."

Sie gehorchte lächelnd. Der Professor trat dicht vor sie hin. „Können Sie mein Gesicht deutlich erkennen, gnädige Frau?"

„Nicht mehr so deutlich wie vor einigen Tagen. Es ist mir, als wenn sich ein Schleier über meine Augen breite."

„Haben Sie Schmerzen?"

„Nicht immer nur wenn ein Lichtstrahl meine Augen trifft."

Er stellte noch mehrere Fragen, dann beobachtete

er ihre Augen durch den Augenspiegel. Sein Gesicht hatte einen tief ernsten, finsteren Ausdruck angenommen. Nach einiger Zeit schob er die Instrumente wieder in das Etuis.

„Nehmen Sie die Binde wieder vor die Augen," befahl er. Doktor Winter war ihr behülflich.

„Nun, wie steht's, Professor?" fragte er.

„Die gnädige Frau hat es ihrer eigenen Unvorsichtigkeit von neulich, wo sie die Binde plötzlich herabriß und die schwachen Augen dem hellen Sonnenlicht aussetzte, zuzuschreiben, daß sich die Gesundung der Augen sehr in die Länge zieht. Der Sehnerv ist durch das plötzliche Einfallen des grellen Lichtes angegriffen und geschwächt. Ich fürchte, daß eine volle Gesundung jetzt nicht mehr eintreten wird."

„O mein Gott . . ."

Frau Fahrenbrink erbleichte jäh. Ein herbes Wehgefühl durchzuckte ihr Herz. Jetzt, wo sie dem Glück entgegenzueilen wähnte, jetzt sollte sie blind bleiben? Nein, nein, so grausam konnte das Geschick nicht mit ihr spielen.

„Ich werde mit Doktor Winter die Verhaltungsmaßregeln und die Behandlungsweise besprechen, gnädige

Frau," fuhr er in geschäftsmäßigem Tone fort. „Leider vermag ich nicht länger hierzubleiben, ich muß nach Berlin zurück. Aber Sie kennen mich ja jetzt, gnädige Frau, wenn Sie mich nöthig haben sollten, stehe ich zu Ihrer Verfügung."

„Sie wollen wirklich fort — mich verlassen —"

„Pardon, gnädige Frau meine Zeit ist gemessen." Er wandte sich ab, da blitzte es zornig und stolz über ihr blasses Antlitz.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich Sie aufgehalten habe . Ich wünsche glückliche Reise . . . . Sie sprachen mir einst von den Sternen der Tugend, die ewig unseres Lebens Pfad erhellten — ich glaubte an diese Sterne . . . ."

„Um so schlimmer für Sie! Erloschene Sterne glühen niemals wieder zu neuem Leben auf . . . ."

„Robert?!"

Wie der Schmerzensschrei einer Sterbenden klang es. Die unglückliche Frau taumelte zurück und wäre zu Boden gesunken, wenn Doktor Winter sie nicht aufgefangen hätte.

„Ach, Herr Professor, das war grausam! das war ungerecht!" rief er.

Halb ohnmächtig ruhte Ottilie in den Armen des Arztes. Wie in einem bösen Traum befangen starrte der Professor auf die Regungslose, dann kam es leise, bitter und schmerzlich von seinen Lippen: „Erloschene Sterne — erloschen für immer!“ und von wildem Schmerz gepackt stürmte er fort.

## VIII.

Monate waren vergangen. Der Wintersturm rüttelte an den geschlossenen Jalousien der Villa Fahrenbrink, wirbelte den Rauch des Schornsteins in phantastischen Gestalten empor und fuhr sausend und brausend davon, um einen wilden Tanz mit den geschmeidigen Tannen, den schlanken Buchen und all dem Gesträusch und Gebüsch da droben auf den Bergen aufzuführen, zu dem er selbst die unheimlich lustigen Melodien pfiff und heulte.

Frau Fahrenbrink saß in einem Lehnstuhl neben dem Kamin und lauschte mit herabgeneigtem Haupt auf das Sausen des Sturmes. Sie hatte seit dem letzten Sommer sehr gealtert; ihre Gestalt war hagerer geworden, die Silberfäden in dem Haar hatten sich vermehrt, sodaß die Schläfen bereits grau erschimmerten, auf dem blassen, abgehärmten Antlitz ruhte ein finsterer Ausdruck, die Augen waren durch eine große schwarze Brille bedeckt, deren dunkle Gläser einen tiefen Schatten

auf die Wangen des bleichen Gesichtes warfen, ihm von fern Aehnlichkeit mit einem hohläugigen Todtenkopf verleihend. Die gelblich-bleichen hageren Hände spielten nervös auf der weisen Wolldecke, welche die Knie der still Dasitzenden verhüllte.

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug die siebente Abendstunde. Frau Fahrenbrink hob den Kopf, ein Ausdruck der Ungeduld zuckte über ihr Gesicht, sie wandte sich lauschend nach der Thür. Nach einigen Minuten öffnete sich diese und Otti trat ein.

Auch mit ihr war eine Veränderung vorgegangen; sie schien größer geworden zu sein, ihr Antlitz zeigte nicht mehr die rosige Frische der ersten Jugend, sondern die stolze Schönheit der herangewachsenen Jungfrau, den Ernst des erwachten Frauenbewußtseins. Lieblicher war ihre Erscheinung im Sommer gewesen, da der Hauch kindlicher Unschuld und Harmlosigkeit auf ihr wie der frische Duft des Morgenthaues auf der eben aufgebrochenen Knospe ruhte, schöner war sie jetzt in der voll erblühten Pracht der Jungfrau.

„Ist Herr Barnitz noch nicht gekommen?“ fragte Frau Fahrenbrink mit leiser Ungeduld.

„Nein Mama“, entgegnete Otti, indem sie das Theebrett mit der silbernen Theemaschine und den Tassen auf den Sophatisch stellte, den Tisch ordnend

und die über ihm hängende Lampe etwas emporschraubend.

„Er wollte doch zum Thee kommen?"

„Allerdings, Mama, er hat es Dir bei seinem gestrigen Besuch ja versprochen."

Otti beugte sich tief zu der Theemaschine nieder, um deren Spiritusflamme zu entzünden. Frau Fahrenbrink zog die Decke im leichten Frösteln höher hinauf. Eine Weile herrschte Stille im Zimmer, die nur durch das Brausen des Sturmes, das Knistern des Kaminfeuers und das Singen des Theewassers unterbrochen wurde. Das Gemach machte einen traulichen, gemüthlichen und doch vornehmen Eindruck. Der zierlich gedeckte Theetisch, die blitzende Spiritusmaschine, das sanft gedämpfte Licht der Ampel, der flackernde Schein des Kaminfeuers, welches die Möbel mit röthlichen Reflexen übergoß und das wohl mehr zur Erhöhung des Comforts und der Behaglichkeit, als zur vollständigen Erwärmung des Zimmers dienen sollte, da neben dem Kamin sich noch ein Ofen befand, der eine angenehme Gluth ausströmte, — die alten Oelbilder an den Wänden, Frau Fahrenbrinks Eltern und sie selbst als junge Frau darstellend — das alles gab dem Gemach jenes behagliche Aussehen, welches sich an eine geordneten Häuslichkeit und an den alten liebgewordenen

Familienbesitz knüpft. Aber die behagliche Stimmung des Zimmers schien sich den beiden Frauen nicht mittheilen zu wollen. Otti setzte sich nicht neben ihre Mutter, sondern blieb am Tisch stehen, mit trüben Augen die bläuliche Flamme des Spirituskochers verfolgend, die knisternd auf und ab sprühte. Frau Fahrenbrink dagegen drückte sich tiefer in ihren Sessel hinein, verschränkte die Arme über die Brust und ließ das Haupt tief herabsinken. Nach einer Weile hob sie mit rascher Bewegung den Kopf.

„Weshalb sprichst Du nicht?“ fragte sie nervös gereizt“ Dieses Schweigen ist unheimlich, mir ist, als sollte mich demnächst ein neues Unglück treffen.“

„Aber liebe Mama . . . .“

„Ja, ja, ich weiß schon, was Du sagen willst. Aber ich weiß auch noch mehr. Trotzdem ich fast noch blind bin, sehe ich doch manches, was mir gar nicht gefällt. Weßhalb bist Du gegen Herrn Barnitz von solcher Zurückhaltung?“

Ottis Wangen rötheten sich. „Ich bin gegen Herrn Barnitz nicht anders, wie gegen alle Herren.“

„Hee, das kommt doch noch darauf an. Ich glaube ich habe Dir schon angedeutet, daß Herr Barnitz nicht meinetwegen so oft hierher kommt.“

„Herr Barnitz steht mit Dir in geschäftlicher Ver-

bindung, Mama. Er hat die Sägmühle des Vaters gekauft, auf der Du noch ein Kapital stehen hast, er möchte auch den Wald am Scharffenstein kaufen, der Dir noch gehört, er bringt Dir die Zinsen, er verhandelt mit Dir wegen des Waldes, — ich denke, das sind Gründe genug für sein öfteres Kommen."

Frau Fahrenbrink lachte leise und spöttisch auf. „Dieselben Gründe waren früher vorhanden, wo er nur alle Vierteljahre kam, um mir die Zinsen zu bringen. Junge Mädchen sind doch sonst nicht so blind! Herr Barnitz kommt Deinetwegen, Otti, und ich wünsche, daß Du freundlicher bist."

„Aber, Mama, was soll ich denn thun?"

„Wer weiß, wie lange ich noch lebe, ich fühle mich oft sehr schwach," fuhr Frau Fahrenbrink trübe sinnend und in selbstquälerischer Weise fort, „ich sähe dich gern noch als glückliche Frau eines braven Mannes . . ."

„Mutter, ich bitte Dich!"

„Hast Du gegen Herrn Barnitz irgend etwas einzuwenden? Er ist ein stattlicher Mann, sagt man mir, sein Wesen ist einnehmend, zuvorkommend, er ist durchaus gebildet, hat weite Reisen gemacht, er ist wohlhabend und schließlich, der ganze Besitz Deines Vaters käme wieder an Dich und Deine Kinder."

Ein trauriges Lächeln huschte über Ottis Gesicht.

„Wir wollen über solche Pläne noch nicht sprechen, Mama,“ entgegnete sie in bestimmtem Tone, „ehe sie greifbar an uns herantreten. Das Eine muß ich Dir aber jetzt schon sagen, daß ich keinen Mann heirathe, den ich nicht liebe.“

„Ach, komm mir doch nicht mit dieser Liebe,“ sagte Frau Fahrenbrink mit bitterem, verächtlichem Lächeln. „Ich habe eingesehen, daß die Liebe ein sehr flüchtiges unbeständiges Wesen ist, nur geschaffen, um die Menschen zu Narren oder zu Schurken zu machen. Die Liebe — haha! die große, ewige Liebe — ein irrender Stern, der rasch auftaucht um ebenso rasch in der Unendlichkeit des Weltenraums auf ewig zu verschwinden.“

„Mutter, Du thust unrecht so zu sprechen!“ warf Otti mit zitternder Stimme ein.

„Was weißt Du von der Liebe? Ich habe dich von der Welt fern gehalten, um Dich deren thörichten Verlockungen nicht auszusetzen, die sich unter dem Namen Liebe verbergen. Ich war auch einmal so thöricht an die Liebe zu glauben, zu dem irrenden Stern im unendlichen Weltenraum empor zu sehen, als sei er der feste Punkt im Weltengetriebe. Ich Närrin — Dein Vater hatte recht, liebe Otti, über meine

Ueberschwänglichkeit zu spötteln, er, der starke, selbstbewußte Mann, der genau seinen Weg kannte, hätte mir zu Vorbilde dienen sollen, anstatt daß ich meinen thörichten Gedanken nachhing. Aber das Leben muß uns erst erziehen, es muß unser Lehrmeister werden .... Gott sei Dank, war es für mich noch nicht zu spät! Ich bin jetzt gefeit gegen die thörichten Gedanken, geheilt von der Ueberschwänglichkeit meines Empfindens. Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe, ich weiß jetzt, daß Dein Vater Recht hatte, daß er den einzigen richtigen Weg eingeschlagen und ich werde seinem Beispiel folgen. Es soll meine Sühne sein, für manches Unrecht, welches ich ihm gegenüber begangen, daß ich seinen Willen, seine Wünsche jetzt zu erfüllen trachte. Er würde mit Freuden die Hand seiner Tochter einem Manne wie Paul Barnitz gegeben haben."

In den Worten der unglücklichen Frau lag eine furchtbare Bitterkeit, welche Otti tief erschütterte. Sie war sich bewußt, daß ihre Mutter unrecht that, so zu sprechen, daß sie früher anders gefühlt und gedacht hatte; wenn sie wohl oft traurig und trübe gestimmt gewesen war, aber doch nicht so entsetzlich verbittert und ungerecht, hart und lieblos gegen die Welt und Menschen. Aber Otti vermochte auch den Worten der Mutter keinen Widerspruch entgegen zu setzen. Sie

wußte, welche furchtbare Enttäuschung die Mutter erlitten, sie wußte, wie schwer die Mutter auf diese noch einmal in hellem Glanz aufstrahlende Hoffnung ihres Lebens verzichtet, und sie fand weder ein Wort des Trostes noch der Widerrede, zumal ihr Herz selbst unter der Wucht des Kummers, der hoffnungslosen Verzweiflung zu erliegen drohte. Als tiefstes Geheimniß hütete sie ihre Liebe zu Robert im Innersten ihres Herzens. Doktor Winter hatte versucht ihr Vertrauen zu gewinnen, aber sie hatte ihn mit der Bitte abgewiesen, nie wieder auf diesen Punkt zurückzukommen; jene Ereignisse, jenes Gefühl seien für immer aus ihrem Herzen, aus ihrem Leben getilgt.

Ob er nicht mit ihrer Mutter Rücksprache nehmen sollte? fragte Doktor Winter. Otti hatte ihm mit großer Heftigkeit jedes Wort an die Mutter untersagt und kopfschüttelnd hatte sich der alte Arzt gefügt.

Er war in seinem langen arbeitsreichen Leben Philosoph genug geworden, um sich in das Unvermeidliche zu schicken; er hatte so manchen Schmerz, so manches Unglück im Leben der Menschen vorüber gehen sehen, so oft die heilende Wirkung der Zeit beobachtet, so oft erfahren, daß auf Schmerz und Unglück, Freude und Glück folgte, wie auf Regen Sonnenschein, daß er auch das Schicksal Ottis getrost der Zukunft anheim-

stellte. Otti aber fühlte, daß sie die Wunde empfangen hatte, die niemals im Leben vollständig vernarbt, die stets ein dumpfes Schmerzgefühl zurücklassen und plötzlich wieder aufbrechen würde, wenn die Erinnerung allzu gewaltig an das einsam bangende Herz klopfte.

Sie verstand deshalb auch der Mutter Leid besser, als der alte Arzt; sie wußte aber auch, daß der Mutter, der größte, alles vernichtende Schmerz erspart bleiben mußte, daß sie niemals erfahren durfte, daß die Tochter es gewesen, welche ihr die Liebe des Mannes, den sie selbst zu lieben niemals aufgehört hatte, geraubt. Still für sich lebte Otti, schreckte zurück von der Berührung mit den Menschen und empfand es als eine Qual, als Paul Barnitz öfter in der Mutter Haus kam und jetzt fast täglicher Gast bei ihnen war. Als Kind hatte sie mit dem hübschen jungen Manne öfter gescherzt, wenn sie ihn im Wald oder auf der Sägemühle traf, die sie noch öfter besuchte. Als heranwachsendes Mädchen zog sie sich scheu vor seinem aufflammenden Blick zurück, mit dem sein dunkles Auge sie zu umfassen strebte, und jetzt setzte sie seiner Werbung eine ernste würdige Zurückhaltung entgegen, da sie ein öfteres Zusammensein nicht vermeiden konnte. Paul Barnitz flößte ihr weder Liebe noch Achtung ein; er war ein flotter Lebemann, von dem man sich im Städtchen manchen

lustigen Streich, aber auch manches tolle Abenteuer erzählte. In geschäftlicher Beziehung war er klug und unternehmend. Er hatte die Sägemühle Fahrenbrinks nur gekauft, um einen festen Anhaltspunkt in dem waldreichen Gebirge zu erlangen. Nach und nach brachte er fast den ganzen bedeutenden Holzhandel des Gebirges in seine Hände; er pachtete mehrere große Schneidemühlen und schloß mit den Waldbesitzern Contrakte ab, wonach ihm allein das Recht zustand, in den Wäldern Holz zu schlagen und weiter zu verkaufen

So war er ein wohlhabender, ja ein reicher Mann geworden. Mit sicherem Auge, starker Hand, und furchtlosem Herzen verfolgte er seine Pläne und verschmähte kein Mittel, um zum Ziel zu gelangen.

So war der Mann beschaffen, welcher nach einiger Zeit mit liebenswürdigem Lächeln und höflicher Verbeugung in den Salon Frau Fahrenbrinks eintrat.

Diese streckte ihm zum Gruß die Hand entgegen, während ein zufriedenes Lächeln über ihr Antlitz huschte.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Barnitz," sagte sie, „daß Sie selbst bei dem schlechten Wetter gekommen sind."

„Pah, gnädige Frau, was macht unser einem das Bischen Schnee und Wind. Mein Geschäft führt

mich oft bei schlimmerem Wetter in den Wald hinaus. — Wie geht es Ihnen und Fräulein Otti? — Sie sollten jetzt einmal eine Schlittenfahrt durch den Wald unternehmen, Fräulein Otti! Es ist herrlich draußen im tief verschneiten Wald. — Darf ich Sie bei schönem Wetter einmal mit meinem Schlitten abholen?"

„Ich danke Ihnen, Herr Barnitz. Aber ich kann Mama nicht verlassen . . . ."

„Gnädige Frau, Sie fahren mit!"

„Ich muß auf das Vergnügen verzichten. Das soll aber kein Grund für Otti sein, Ihre freundliche Einladung nicht anzunehmen. Ich kann mich schon einige Stunden ohne Dich behelfen, Otti."

„Nun also, dann komme ich Sonntag, um Sie abzuholen. Ich habe zwei neue Pferde erhalten, ungarische Jucker mit buntem ungarischen Geschirr und Schellengeläut. Prächtige Thiere — Sie werden Ihr Vergnügen an ihnen haben, Fräulein Otti."

Diese lächelte melancholisch, machte sich am Theetisch zu schaffen und entfernte sich, um das Abendessen zu besorgen.

Paul Barnitz zog einen Stuhl zum Kamin und nahm nahe bei Frau Fahrenbrink Platz. Sein Antlitz zeigte einen finstern Ausdruck.

„Was hat nur Fräulein Otti, gnädige Frau?"

fragte er mißmuthig. „Ich scheine ihr nicht zu gefallen . . . . sie ist so schweigsam und zurückhaltend.“

„Lieber Herr Barnitz — Mädchenlaunen!“

„Gnädige Frau, gestatten Sie mir ein offenes Wort. Sie waren so liebenswürdig mir Ihr Haus zu öffnen, mich einzuladen öfter zu kommen. Ich verhehlte Ihnen nicht, daß Fräulein Otti einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht, Sie gaben mir die Erlaubniß mich um die Liebe Ottis zu bewerben . . . ich danke Ihnen herzlich dafür. Aber ich fürchte, diese Liebe werde ich niemals erringen.“

„Haben Sie mit Otti schon gesprochen?“ fragte Frau Fahrenbrink lächelnd.

„Nein, gnädige Frau. Wenn ich einmal gesprochen habe, dann ist es zu spät — dann werde ich meine Absicht auch durchzuführen, zu erzwingen wissen, wenn es nothwendig ist.“

In seinen Worten schien eine versteckte Drohung zu liegen. Frau Ottilie schrack leicht zusammen. „Was wollen Sie mit Ihren Worten sagen?“

„Vorläufig nichts, gnädige Frau,“ entgegnete er kurz. „Aber ich warne Fräulein Otti mich zu reizen, ich könnte ein Mittel haben, sie zu zwingen, mir die Hand zu reichen . . . .“

„Herr Barnitz?!“

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau. Wir beide verstehen uns, sollte ich denken. Aber ich bin es nicht gewohnt, so lange zu warten, mich von einem Tag zum anderen zu gedulden, ich liebe Otti, ich bin eine ungeduldige Natur — ich sehe keinen Grund, meine Werbung noch länger aufzuschieben.“

„Wie ungeduldig die Jugend doch ist! — So sprechen Sie doch mit Otti.“

„Sie erlauben es mir?“

„Von Herzen gern. Ich werde Ihnen heute Abend noch Gelegenheit geben, mit Otti allein zu sein.“

„Besten Dank, gnädige Frau . . .“

„Otti kommt zurück — ich höre ihren Schritt im Vorzimmer — lassen Sie nicht merken, daß wir über sie gesprochen haben.“

Otti trat mit dem Dienstmädchen ein, welches das Abendessen auf den Tisch stellte. Paul Barnitz reichte Frau Fahrenbrink den Arm und führte sie zu Tisch. Dann nahm man Platz und Otti schenkte den Thee ein.

Paul Barnitz war zu gewandt, als daß Otti das vorhergegangene ernste Gespräch zwischen ihm und der Mutter aus seinem Wesen hätte errathen können. Wenn auch Frau Fahrenbrink unruhig und ein wenig verstimmt erschien, so war sie jetzt häufig in dieser Stimmung, so daß Otti dieser keine größere Beachtung

als sonst schenkte; Barnitz dagegen war gesprächiger und aufmerksamer denn je; er erzählte von seiner letzten Reise nach Berlin, von den Theatern, dem neuen Reichstagsgebäude, dem Leben und Treiben auf den Straßen in munterer oft witziger Weise, welche Frau Fahrenbrinks gute Laune zurückkehren ließ. Auch Otti mußte ihm unwillkürlich mit Interesse zuhören, wenn sie auch innerlich den lauten, glänzenden Vergnügungen, von denen er zu berichten wußte, fremd gegenüberstand und mit schmerzlicher Wehmuth der wenigen Gespräche gedachte, welche sie über denselben Gegenstand mit dem Professor Schäffler geführt. Wie oberflächlich erschien ihr bei diesem Vergleich die Plauderei von Barnitz gegenüber der vertieften Auffassung des Professors, der mitten im Berliner Leben stehend von den Aeußerlichkeiten desselben weniger kannte, als Paul Barnitz, dagegen einen tiefen Blick in die Seele des Lebens der Weltstadt gethan hatte. Sie wurde bei dem Gedanken an den geliebten Mann, der für sie dennoch auf ewig verloren war, stiller und schweigsamer, sie bemerkte nicht, wie ihre Mutter dem Gast einige Worte zuflüsterte und wie dieser mit leichtem Lächeln das Haupt neigte. Erst als ihre Mutter sich erhob, erwachte Otti aus ihrem Sinnen. Sie stand ebenfalls auf.

„Du willst Dich zurückziehen, Mama? Soll ich Dich begleiten?“

„Bleib nur, Kind,“ entgegnete Frau Fahrenbrink. „Ich komme sogleich wieder. Du weißt, ich finde mich in meinen Zimmern auch ohne Begleitung zurecht — bleibe nur — auch Sie, Herr Barnitz, bitte ich, sich nicht stören zu lassen. Ich kehre bald zurück, ich möchte mir nur ein Tuch holen — es zieht doch durch die Fenster . . .“

Sie entfernte sich rasch. Otti empfand ein unbehagliches Gefühl, als sie sich Herrn Barnitz allein gegenüber sah; sie erinnerte sich des Gesprächs mit der Mutter vor der Ankunft von Barnitz und glaubte eine gewisse Absicht in der Entfernung der Mutter zu erkennen.

„Wollen Sie nicht wieder Platz nehmen, Fräulein Otti?“ fragte Barnitz lächelnd. „Sie haben fast nichts genossen. Vielleicht noch eine Tasse Thee gefällig? Darf ich Ihnen einmal einschenken?“

„Ich danke, Herr Bernitz. Ich werde dem Mädchen klingeln, daß es abräumt . . . .“

„Lassen Sie das Mädchen nur, Fräulein Otti. Weßhalb wollen Sie diesen kurzen Augenblick des Alleinseins noch verkürzen?“

Eine Blutwelle überfluthete Otti's Herz. Also

hatte sich ihre Mutter doch mit der bestimmten Absicht entfernt, ihm Gelegenheit zu einer Aussprache zu verschaffen? Nun wohl, wenn denn diese peinliche Stunde gekommen sein sollte, dann wollte sie rasch ein Ende machen. Sie athmete tief auf und stützte sich mit der Hand leicht auf den Tisch, sich straff emporrichtend.

„Sie sprechen in einem eigenthümlichen Tone zu mir, Herr Barnitz," entgegnete sie mit leicht verschleierter Stimme. „Ich vermuthe wohl nicht mit Unrecht, daß Sie mir etwas zu sagen haben. Haben Sie diese Absicht, dann bitte ich um Offenheit, ich werde Ihnen ebenso offen antworten."

„Fräulein Otti, Sie machen mich zu dem Glücklichsten der Menschen!" rief Paul Bernitz, der in den Worten Ottis eine direkte Ermunterung erblickte.

„Ich wüßte nicht, was ich gethan hätte, das Sie so glücklich machen könnte. Im Gegentheil, Herr Barnitz, warne ich Sie, sich Hoffnungen hinzugeben, die ich nicht erfüllen kann. Ihre Besuche sind meiner Mama sehr angenehm, sie verplaudert gern mit Ihnen einige Stunden, Sie selbst sind stets aufmerksam und liebenswürdig gegen uns, es sollte mir leid thun, wenn dieses Verhältniß durch Ihre Worte und Wünsche zerstört würde."

„Diese Sprache, Fräulein Otti —?"

„Ist die der freundschaftlichen Offenheit. Lassen Sie uns ferner in Freundschaft mit einander verkehren, zerstören Sie unsere Freundschaft nicht durch eine unbedachtsame Frage . . ."

Sein Gesicht verfinsterte sich. Er verstand ihre Worte jetzt in ihrem richtigen Sinne, er wußte, daß sein Antrag zurückgewiesen werden würde. Der Zorn quoll in ihm empor. Seine rücksichtslose Natur bäumte sich gegen jeden Zwang auf, er vermochte auf die Dauer einen Wunsch nicht zu unterdrücken, zumal wenn dieser Wunsch durch seine Leidenschaft unterstützt wurde.

„Ich verstehe Sie jetzt, Fräulein Otti," entgegnete er düster. „Aber ich liebe Heimlichkeiten und Unklarheiten nicht, ich muß offen bekennen, was ich fühle. Und so bekenne ich auch offen, daß ich diese Stunde des Alleinseins mit Ihnen, von Ihrer Mutter erbeten habe, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, um Sie zu fragen, ob Sie mein Weib werden wollen. Antworten Sie mir noch nicht, Otti, sondern hören Sie mich zu Ende. Wie meine äußeren Verhältnisse beschaffen sind, wissen Sie, ich verliere kein Wort darüber. Aber Sie wußten vielleicht nicht, daß ich Sie schon seit Jahren geliebt habe, daß Sie schon als liebliches,

unschuldsvolles Kind mein Herz gewonnen haben, daß ich mich seit Jahren mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, Sie demnächst als Herrin in mein Haus einzuführen. Ich fand früher den Muth nicht, mich Ihnen zu nähern. Sie zeigten sich stets stolz und zurückhaltend, da erfuhr ich eines Tages etwas, welches mir den Muth gab, Ihnen nahe zu treten und Ihrer Mama den Wunsch zu erkennen zu geben, Sie als mein Weib besitzen zu dürfen. Ihre Mama unterstützte meinen Wunsch, an Ihnen ist es nun, Fräulein Otti, meinen und Ihrer Mama Wunsch zu erfüllen."

Halb drohend, halb bittend klangen seine Worte, die in Otti's Herzen ein unbestimmtes Gefühl der Furcht erweckten. Doch bezwang sie ihre innere Unruhe und erwiederte ruhig und gefaßt: „Ich weiß nicht, was Sie erfahren haben, das Ihnen jenen Muth verlieh, Herr Barnitz. Ich kann aber nur versichern, daß äußere Umstände auf meine Entschlüsse von keinem Einfluß sind. Wenn Sie mich offen und ehrlich fragen, ob ich Ihnen die Hand reichen kann, so muß ich Ihnen ebenso offen und ehrlich bekennen, daß mir die Erfüllung Ihres Wunsches leider nicht möglich ist ...."

„Otti, ich warne Sie ... doch nein, ich will nicht drohen, ich will bitten, meinen Wunsch nochmals in Ueberlegung zu ziehen. Ich liebe Sie aufrichtig,

Otti, ich werde mein Möglichstes thun, Sie glücklich und zufrieden zu machen und jenes Geheimniß, von dem ich durch Zufall erfuhr, soll niemals das Licht der Welt erblicken."

„Sie sprechen von einem Geheimniß? Ich kenne kein Geheimniß in meinem Leben, welches ich der Welt zu verbergen nöthig hätte."

„Nicht in Ihrem Leben ruht das Geheimniß," sagte Barnitz finster und drohend. „Aber denken Sie an das Leben Ihrer Mutter, Ihres Vaters . . . ."

Otti erschrak. Plötzlich erinnerte sie sich, daß auch ihre Mutter von einem Geheimniß gesprochen hatte, das mit ihr ins Grab gehen sollte. Welcher Art war dieses furchtbare Geheimniß, welches seine Schatten auf ihr Leben warf, wie es schon das Leben der Mutter verdüstert hatte? Sie mußte es wissen, um gerüstet da zu stehen, um sich vertheidigen zu können. Sie nahm sich vor, ihre Mutter nach diesem Geheimniß zu fragen, sie zu zwingen, es ihr mitzutheilen. Wie konnte sie frei und offen der Welt entgegentreten, wenn sie sich von einem düsteren Geheimniß umschattet wußte, das vielleicht außer ihrer Mutter und Barnitz noch mancher kannte?

„Ich verstehe Sie nicht mehr, Herr Barnitz," sprach sie mit bebender Stimme. ‚Ich werde meine Mutter

fragen, was Sie zu einer solchen Sprache berechtigt, für jetzt halte ich unsere Unterredung für beendet . . .“

Sie wandte sich zum Gehen, doch er legte die Hand mit festem Griff auf ihren Arm und hielt sie zurück.

„Gehen Sie nicht, Fräulein Otti,“ sprach er mahnend, „es dürfte Ihnen um Ihrer Mutter willen leid thun . . . ich will Ihnen das Geheimniß Ihrer Familie entdecken, dann mögen Sie selbst urtheilen, ob Sie recht daran thun, mich so schroff zurückzuweisen. Ich habe das Geheimniß in den alten Geschäftsbüchern Ihres Vaters und Großvaters entdeckt, die mir ein Zufall in die Hände spielte. Ihr Großvater und Ihr Vater wurden beide durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft, sonst hätten sie wohl die ominösen Bücher bei Seite geschafft.“

Otti starrte den Sprecher mit großen erschreckten Augen an. Doch dann überkam sie ein heiliger Zorn. Welche Erbärmlichkeit, die Verstorbenen im Grabe noch nach langen Jahren zu verdächtigen und zu verleumden? Entrüstet rief sie: „Wollen Sie durch Ihre Worte andeuten, daß mein Vater, daß mein Großvater unredlich gehandelt haben? Dann glaube ich Ihnen nicht — mein Vater ist ein ehrenhafter Mann gewesen!“

„Ich zweifle nicht daran,“ entgegnete Barnitz mit

spöttischem Lächeln. „Er hat sich nur der Unehrlichkeit seines eigenen Vaters und des Vaters Ihrer Mama bedient, um seine Zwecke zu erreichen, um Ihre Mama zu zwingen, ihm die Hand zu reichen, und um sich selbst zu bereichern. Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er sich die Umstände zu Nutzen machte, ich würde ebenso handeln."

„Sie sind ein Elender . . . ."

„Halten Sie ein, Fräulein Otti. Hören Sie mich zu Ende. Dann urtheilen Sie, ob meine Rücksichtnahme auf Ihre Familie nicht einen Dank verdient. Sie sind ja nicht verantwortlich für die Thaten Ihrer Voreltern, Ihnen kann nicht der geringste Vorwurf gemacht werden."

Otti sank in einen Sessel und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Sie fand keine erleichternden Thränen, ein furchtbarer Druck lastete auf ihrem Herzen und ihre Pulse hämmerten und pochten, als sollten sie zerspringen. Das war also das Geheimniß ihrer Mutter? Die Schuld der Eltern hatte sie dazu getrieben, dem ungeliebten Manne zu folgen und dem Verlobten die Treue zu brechen! Und trug die Mutter nicht selbst einen Theil der Schuld mit?

„Erzählen Sie mir, Herr Barnitz . . ." stieß Otti

erregt hervor, indem ihre Hände die Lehne des Sessel fest umkrampften und ihre Augen mit angstvoll gespanntem Ausdruck zu dem vor ihr stehenden Mann emporsahen.

„Viel habe ich Ihnen nicht zu erzählen. Aus den Geschäftsbüchern und einigen alten Briefen, die ich in jenen fand, geht unzweifelhaft hervor, daß der Revierförster Wendelin auf dem Scharffenstein und der Holzhändler Fahrenbrink Jahre lang den Forstfiscus um bedeutende Summen betrogen haben. Revierförster Wendelin hatte das Holz zum Fällen anzuweisen, welches Fahrenbrink in seiner Schneidemühle verarbeitete; hierbei sind nun die Betrügereien vorgekommen, indem Fahrenbrink weit mehr Holz fällen ließ, als später auf den Rechnungen stand, die von dem Revierförster beglaubigt wurden. Als dann der junge Fahrenbrink, Ihr Vater, Fräulein Otti, das Geschäft nach dem Tode seines Vaters übernahm, kam es zwischen Wendelin und ihm zu einer Auseinandersetzung. Ihr Vater verstand sich nur zum Schweigen, wenn ihm Ihre Mama ihr Jawort gab . . . was sollte der alte Wendelin, was Ihre Mama thun? Sie mußten sich dem Wunsche Ihres sonst durchaus rechtlichen Vaters fügen. Daß er die Früchte der Betrügereien der beiden Alten einheimste, du lieber Himmel, ich will ihm keinen

Vorwurf daraus machen. Auch Ihre Mama und Sie selbst genießen ja jetzt die Früchte . . .“

Otti sprang empor.

„Wollen Sie uns zu Mitschuldigen der Verbrechen stempeln!“ rief sie entrüstet. „Ich glaube noch nicht an Ihre Worte — nicht eher, als ich aus dem Munde meiner Mutter die Bestätigung gehört habe. Gleich jetzt werde ich sie fragen . . . .“

„Wozu wollen Sie in dem Herzen Ihrer Mama solch schmerzliche Erinnerungen erwecken? Ist Ihre arme Mama nicht schon unglücklich genug? Ich versichere Sie, Fräulein Otti, daß ich das, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe, aus den Büchern und alten Briefen beweisen kann. Sie selbst können sich von der Richtigkeit meiner Erzählung überzeugen, wenn Sie mir einmal die Ehre geben wollten, mein Haus zu betreten.“

„Die Briefe und Bücher gehören nicht Ihnen. Sie sind verpflichtet, sie uns zu übergeben.“

Bernitz lachte leicht auf. „Die alten Geschäftsbücher, mein Fräulein, gehen mit dem Verkauf des Geschäftes in den Besitz des Käufers über. Ich bin mithin vollständig rechtmäßiger Besitzer. Aber Sie haben es in der Hand, diese compromittirenden Schriftstücke für immer zu vernichten, das Geheimniß des

Ursprunges Ihres Reichthums für immer bewahrt zu wissen.“

„Wohinaus wollen Sie?“

„Otti, Sie sagten mir vorhin recht unverblümt, daß Sie meine Frau nicht werden wollten — sind Sie jetzt noch immer entschlossen . . .“

„Ah!“ rief Otti erschreckt aus, „das ist ihre Absicht? Sie wollen das Spiel wiederholen, welches meine Mutter unglücklich gemacht hat, welches seine düsteren Folgen auch auf mein Leben wirft? — Aber Herr Barnitz, sie werden sich in mir getäuscht sehen — ich fürchte Ihre Drohungen nicht — ich fürchte mich nicht vor der Vergangenheit — sie soll meine Freiheit nicht fesseln, und in Bande schlagen. Handeln Sie so, wie sie es vor Ihrem Gewissen, vor Ihrer Ehre verantworten können, ich werde mich durch hinterlistige Drohungen niemals bewegen lassen, einem Manne die Hand zu reichen, den ich nicht liebe, den ich nicht einmal achten kann.“

„Fräulein Otti!?“

„Drohen Sie nur weiter! Ich fürchte Sie nicht mehr.“

Sie wandte sich ab, da fiel ihr Auge auf die dunkle Gestalt der Mutter, welche soeben in die Thür

trat und erstaunt aufhorschte, als sie die laute zürnende Stimme Ihrer Tochter vernahm.

„Otti, was geht hier vor —?“

Otti flog auf ihre Mutter zu und schlang den Arm um sie.

„Es ist gut, daß Du kommst, Mama! Jener Mann behauptet, daß Dein Vater und der Vater des meinigen Betrüger gewesen seien — daß Du Deinen Reichthum den Betrügereien jener Beiden verdanktest, daß Du, um die Betrügereien zu verdecken, meinen Vater geheirathet hättest — und er — jener Elende, will jetzt durch diese Verläumdungen, durch die Drohung, unsern Vater bloßzustellen, mich zwingen, ihm zu folgen — sag' ihm, Mutter, daß er gelogen hat, daß er ein Verläumder ist und sag ihm, daß Du Deine Tochter niemals einem Manne anvertrauen wirst, der sich mit solcher Handlungsweise Vortheile über zwei schwache Frauen verschaffen will. Sag ihm das, Mutter — sag ihm, daß er niemals wieder unser Haus betreten soll . . . .“

Die fieberhafte Erregung des jungen Mädchens machte sich in einem krampfhaften Schluchzen Luft; sie preßte das Haupt fest an der Mutter Schulter und flüsterte unter Thränen: „Sprich doch, Mutter, sag' ihm Alles . . . .“

Wie zu einer Statue erstarrt stand Frau Fahrenbrink da. Eine fahle, geisterhafte Blässe bedeckte ihr Antlitz, in den Gläsern der schwarzen Brille funkelte das Licht der Lampe mit röthlichem Wiederschein, den Ausdruck des Gesichtes noch gespensterhafter, furchtbarer machend. Einer Todtenmaske glich dieses fahle, Gesicht mit den großen dunklen Augen, in denen ein unheimliches Feuer zu glühen schien.

„Herr Barnitz," sprach sie mit bebender Stimme, „wie vermochten Sie den Schleier der Vergangenheit zu lüften? Wie konnten Sie meine Tochter so erschrecken?"

„Gnädige Frau," entgegnete er finster, „Ihre Fräulein Tochter hat sich mir gegenüber Worte bedient, welche ich nicht ungestraft hingehen lassen würde, hätte ein Mann sie gesprochen. Sie wissen, gnädige Frau, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Sie wissen, daß ich meine Worte beweisen kann. Aber Alles soll vergeben, vergessen sein — ich selbst will die Beweise der Schuld Ihrer Väter vernichten, wenn Fräulein Otti sich entschließen kann, meine Liebe zu ihr mit freundlicherem Herzen aufzunehmen. — Ihr Schicksal, gnädige Frau, Ihre Ehre, die Ehre Ihrer Eltern, Ihres Mannes — sie liegt in der Hand Ihrer Tochter. Ich will Sie durch meine Gegenwart jetzt

nicht länger belästigen — sprechen Sie mit Ihrer Tochter — überlegen Sie und geben Sie mir Nachricht. Einstweilen habe ich die Ehre ...“

Er verbeugte sich höflich und entfernte sich rasch. Frau Fahrenbrink wollte ihn zurückrufen, aber Otti hinderte sie daran, führte die erschöpfte und einer Ohnmacht nahen Frau zu einem Sessel, kniete vor ihr nieder, küßte die kalten, bleichen Hände und flüsterte ihr zärtliche Worte zu.

Nach und nach erholte sich Frau Fahrenbrink von ihrem Schrecken und erwachte aus der Erstarrung. Sie umfing das Haupt ihrer Tochter und preßte es fest an das Herz.

„Otti, mein Kind, welch ein schrecklicher Traum —“

„Laß ihn uns vergessen, beste Mama ...“

„Ach, wenn es doch ein Traum gewesen wäre! Aber nein, Otti, es ist Wahrheit, schreckliche Wirklichkeit ...“

„Mutter?“

„Barnitz hat die volle Wahrheit gesprochen — unser Schicksal, unsere Ehre, unser Leben ist in seiner Gewalt.“

„Nicht doch, Mutter. Nur wenn wir mit ihm gemeinsame Sache machen, wird er Gewalt über uns erlangen. Weßhalb hast Du mir nicht schon früher

das furchtbare Geheimniß mitgetheilt? Wir ständen gerüstet der Gefahr gegenüber, die uns jetzt überrascht und zu vernichten droht. Aber wir müssen uns fassen. Mutter. Wir müssen fort von hier, weit fort, ehe Barnitz seine Drohungen wahr macht. Er kann die Ehre unserer Väter vernichten, aber nicht die unsrige, nicht unsere Freiheit."

„Ich verstehe Dich nicht, Otti Du sprichst von einer Abreise? Wohin sollen wir uns wenden, wohin uns der Fluch jener That nicht folgt? Es steht in Deiner Macht, mein Kind, die That zu sühnen, das Geschehene ungeschehen zu machen, den Schleier des ewigen Vergessen über das Geschehene zu ziehen. Mein Opfer war vergebens — es mußte vergebens sein, weil ich selbst zu sehr in jene That verstrikt war — ich wollte die Ehre meines Vaters retten — ich vermochte es nicht, ich that selbst unrecht, indem ich meinem Verlobten die Treue brach. Aber Du, mein Kind, Du bist frei und schuldlos, Du stehst jenen Ereignissen fern und fremd gegenüber, Du vermagst Alles zu sühnen, Alles wieder gut zu machen, wenn Du Barnitz Deine Hand reichst ..."

Mit einer hastigen Bewegung entriß sich Otti den Armen der Mutter.

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Mutter,"

sprach sie in gewaltsamer Fassung, sich stolz emporrichtend. „Ich liebe Barnitz nicht, ich kann ihn nicht einmal achten, nachdem ich heute seinen wahren Charakter erkannt habe. Ich würde ein neues Unrecht begehen, wollte ich seine Frau werden, ich soll ihm vor dem Altar Liebe und Achtung schwören, die ich nicht für ihn empfinden kann. Durch einen falschen Schwur, durch ein neues Verbrechen soll ich jenes alte Verbrechen sühnen? ... Das würde nur Vergehen auf Vergehen häufen! Das würde jene That unserer unserer Väter nicht sühnen, sondern die Schuld jener That vergrößern."

„Und was willst Du thun, um die Schuld zu sühnen?" fragte Frau Fahrenbrink scharf und drohend.

„Ich vermag nichts zu thun. An Dir ist es zu handeln, Mutter. Du mußt Dich der Behörde offen entdecken, Du mußt jene früheren Betrügereien der Forstverwaltung anzeigen und Dich erbieten, den Schaden zu ersetzen ..."

„Bist Du wahnsinnig? Ich soll die Ehre meines Vaters preisgeben, die ich durch das schwerste Opfer meines Lebens lange Jahre hindurch geschirmt habe? Ich soll unser Vermögen opfern? Weißt Du, daß wir arm sein würden, wollte ich den Schaden ersetzen, welche des alten Fahrenbrinks Gaunereien dem Forst-

fiskus zugefügt? — Er war der eigentliche Schuldige. Mein Vater der Verführte, der selbst Betrogene! Und jetzt soll ich Alles opfern — mein Vermögen, meine und meines Vaters Ehre — meinen — unseren guten Namen? —"

„Ist unser Name ehrenhaft und gut, auch wenn jenes Verbrechen nicht an die Oeffentlichkeit kommt? Willst Du zum zweiten Mal ein vergebliches Opfer bringen, Mutter, indem Du mich jenem Manne vermählst, um sein Schweigen zu erkaufen? Können nicht auch noch Andere von jenen Ereignissen erfahren haben? Wie willst Du diese zum Schweigen bewegen? Denke an Dein unglückliches Leben, Mutter! Du sagst, daß mein Vater ein guter, ehrenhafter Mann gewesen ist, daß er Dich und mich zärtlich geliebt hat, daß er Alles gethan hat, um Dich, um uns glücklich und zufrieden zu machen — weßhalb wurdest Du an seiner Seite nicht glücklich? Weil Du ihm ohne wahre Liebe die Hand gereicht und weil der Schatten jener unseligen That Eurer Väter Euer Leben verdüsterte! Willst Du mir dasselbe Schicksal bereiten?"

„Du und Barnitz, Ihr seid nicht betheiligt an jenen Ereignissen, Ihr braucht die Schatten der Vergangenheit nicht zu fürchten," entgegnete Frau Fahren-

brink düster. „Ich fordere von Dir, daß Du der Ehre unseres Namens das Opfer bringst. Dein Herz ist noch frei — Du wirst lernen, Barnitz zu lieben, Du wirst nicht wollen, daß mein ganzes Leben vergeblich gewesen ist.“

In Otti's Herzen zuckte es bitter empor. Ihre Mutter konnte freilich nicht wissen, daß ihr Herz schon einem anderen Manne gehörte, sie sollte es auch nicht erfahren, sie würde diese Liebe ihrer Tochter niemals verziehen haben. Fest richtete sich das junge Mädchen empor und erwiderte mit entschlossener Stimme: „Ich werde Herrn Barnitz niemals meine Hand reichen, Mutter, niemals, das schwöre ich Dir!“

Frau Fahrenbrink stemmte die Hände auf die Lehne des Sessels, hob sich halb empor und starrte mit den dunkelglänzenden Augengläsern, den Körper vorgebeugt, ihre Tochter an, gleich einer geisterhaften, gespenstischen Erscheinung.

„Daß meine Augen in Deinen Augen lesen könnten,“ kam es rauh und hart über die Lippen der unglückseligen Frau. „Ich würde auch tiefer in Dein Herz blicken können und darin die Gründe Deines Stolzes, Deines Trotzes sehen. Aber wenn auch meine Augen fast wieder erblindet sind, mein Geist

ist nicht blind — meine Seele liest in Deiner Seele und ich sage Dir, daß nur die Liebe zu einem andern Mann Dir diesen trotzigen Muth verleiht. Wer ist der Mann, den Du liebst?"

„Mutter, Mutter, habe Erbarmen mit mir — mit Dir!"

„Wer ist der Mann?" wiederholte Frau Fahrenbrink drohend, herrisch und rauh.

„Ich kann es Dir nicht sagen, Mutter ..."

„Du kennst ihn nicht mit Namen?"

„Ich kenne seinen Namen und doch vermag ich ihn Dir nicht zu nennen. Ich liebe ihn, Mutter, aber ich habe Verzicht auf diese Liebe geleistet — Du wirst niemals seinen Namen von mir hören, Du wirst niemals den Wunsch von mir vernehmen, mit ihm vereinigt zu sein, ich habe verzichtet, ich werde ihn niemals wieder sehen, aber laß mir wenigstens die Erinnerung an meine Liebe, laß mich wenigstens sein Bild treu und rein in meinem Herzen bewahren, ich fordere ja nichts weiter ... ich wünsche nichts weiter, als ihn in der Stille, in dem Innersten meines Herzens lieben, an ihn, an unsere Liebe denken zu dürfen."

Sie war vor der Mutter wieder auf die Knie gesunken und verbarg ihr Gesicht in den Falten des Gewandes der Mutter. Diese beugte sich über die schlanke Gestalt der Knieenden, ein drohender, zürnender Geist der Finsterniß, das Bild der Vernichtung, eine unheimliche Erscheinung aus der Gespensterwelt.

Eine furchtbare Ahnung stieg in dem Herzen der unglücklichen Frau auf. Sie hatte die Veränderung wohl bemerkt, welche mit ihrer Tochter vorgegangen war, und sie entsann sich plötzlich, daß diese Veränderung ihren Anfang genommen hatte, als Robert Schäffler bei ihnen verkehrte. Sie war damals mit ihrem eigenen Schmerz zu sehr beschäftigt gewesen, um auf das Leid ihrer Tochter zu achten, jetzt aber erkannte sie mit erschreckender Deutlichkeit den Zusammenhang der Ereignisse, und eine Bitterkeit schlich sich in ihr Herz, ihren Zorn zu hellen Flammen entfachend. Mit allen Fasern ihres vielgeprüften Herzens hatte sie sich an die letzte Hoffnung ihres Lebens angeklammert. Mit dem leidenschaftlichen Begehr eines so lange Jahre vernachlässigten Herzens hatte sie die Erfüllung dieser ihrer letzten Hoffnung ersehnt, und vernichtet war sie zusammengebrochen, als sie die Vergeblichkeit ihrer Hoffnung einsehen mußte. Vernichtet, verletzt bis zum Tode in ihrem tiefsten, innigsten Em-

pfinden; jedes sanfte, mitleidige Gefühl starb in jenen Tagen der furchtbaren Enttäuschung in ihrem Herzen, das sich verlassen, verrathen von aller Welt wähnte.

Und jetzt — jetzt mußte sie erfahren, daß es ihre eigene Tochter war, welche ihr das letzte Glück ihres Lebens zerstört, den letzten Sonnenstrahl des Glückes, der Lebensfreude geraubt?

Sie faßte ihre Tochter gewaltsam an den Schultern und bog sie zurück, als wolle sie in den Augen, in dem Antlitz Otti's lesen.

„Du — Du liebst ihn — Robert Schäffler — sag' die Wahrheit! Ich will es wissen! Sprich!"

„Mutter, Mutter, frage mich nicht ..." flüsterte Otti.

„Also Du — Du hast mir sein Herz geraubt? — Du — Du hast ihn mir entfremdet! — Ach, ich hätte es wissen können — ich hätte es ahnen können! Das ist die Liebe — das ist die Treue! — Und um dieser elenden Liebe und Treue willen habe ich mein Leben vertrauert — habe ich mich blind geweint — habe ich mich und meinen Gatten unglücklich gemacht? — Ich fluche dieser erbärmlichen Liebe, dieser elenden Treue ..."

„Mutter, Mutter, habe Erbarmen — habe Mitleid ...“ jammerte Otti, sich fester an die unglückliche Frau klammernd. Doch diese stieß ihre Tochter rauh zurück.

„Ich fluche der Liebe und Treue,“ fuhr sie in wilder Erregung fort, „die uns Menschen zu Narren, zu Verräthern, zu Verbrechern macht. Von Dir aber fordere ich jetzt, ich bitte nicht mehr, daß Du meinen Willen erfüllst, daß Du jenem Mann die Hand reichst, der unseres Namens Ehre vernichten kann. Ich fordere es von Dir im Namen Deines Vaters, im Namen meiner selbst, die Du unglücklicher, elender denn je gemacht hast. Ich will auch nicht noch ehrlos und arm durch Dich werden ... Du wirst Paul Barnitz heirathen!“

„Ich vermag es nicht, Mutter ...“

„Dann fluche ich Dir, wie ich der Liebe und der Treue fluche ...“

„Mutter, Mutter!!!“

Diese hatte die zur Faust geballten Hände drohend erhoben über die tief zusammengesunkene Tochter. Ein Bild des Schreckens, der Vernichtung, der Verzweiflung, so stand die unglückselige Frau da, ein finsterer Engel des Todes, des Verderbens, der sich erbarmungslos über das niedergestürzte, vernichtete

Opfer seines Zornes beugt. Noch einmal schüttelte sie drohend die Hände über dem Haupte der regungslos Daliegenden, dann schritt sie davon, mit ausgestreckten Händen, die erloschenen Augen, das furchtbar verzerrte todtenblasse Gesicht starr emporgerichtet, ein Schatten der Finsterniß, ein Dämon des Verderbens, der Vernichtung, der Grausamkeit!

## IX.

Otti blieb eine Weile auf den Knieen liegen, das Antlitz fest in die Hände gepreßt. Dann erhob sie das Haupt und blickte sich mit irrem Blick in dem einsamen stillen Gemach um, als sei sie aus einem schweren Traum erwacht. Schwerfällig, wie halb betäubt, richtete sie sich auf und stützte sich auf den Tisch, als suchte sie einen festen Halt, um nicht wieder zusammenzusinken. Das Theewasser summte noch auf der Spiritusflamme, im Kamin knisterte das Feuer, halb am Erlöschen, das leise, einförmige Tiktak der Wanduhr ließ die im Zimmer herrschende Stille noch unheimlicher erscheinen. Im ganzen Hause sonst regte sich kein Laut, nur der Wind pfiff und sauste um die Schornsteine und rüttelte an den geschlossenen Jalousien, als begehre er Einlaß in das still und wie todt daliegende Haus.

Otti schauderte zusammen. Die letzten wilden Worte klangen ihr noch immer in den Ohren und im

Herzen wieder. Hilflos blickte sie sich um, ihr Blick begegnete den starren Augen des Bildes ihres Vaters, auf dessen hübschem Antlitz ein freundliches Lächeln ruhte.

„Vater, Vater," flüsterten ihre Lippen unwillkürlich, „weßhalb hast Du Dein Kind allein gelassen? Du hast gefehlt — aber aus Liebe zu meiner Mutter, ich darf Dir nicht zürnen, ich will Dein Andenken in Ehren halten — aber Dein Beispiel nachzuahmen, Fehler auf Fehler, Vergehen auf Vergehen zu häufen, ich vermag es nicht, Dein Fehler hat Unglück genug zur Folge gehabt, ich will versuchen, Deinen Fehler gut zu machen, zü sühnen, was Du aus Liebe gesündigst ..."

Sie faltete die Hände vor der Brust und blieb eine Weile im ernsten Anschauen des väterlichen Bildes versunken stehen. Leicht schrak sie zusammen, als das Dienstmädchen eintrat.

„Frau Fahrenbrink hat sich zurückgezogen, Fräulein, soll ich den Theetisch abräumen?"

„Ja ... Du magst Dich dann zur Ruhe begeben, ich habe Dich nicht mehr nöthig."

„Sehr wohl, Fräulein Otti. Aber was fehlt Ihnen? Sie sehen so blaß aus?"

„Mir fehlt nichts."

Sie setzte sich vor dem Schreibtisch und holte einen Briefbogen hervor. Rasch flog die Feder über das Papier, dann couvertirte sie den Brief und schrieb den Namen ihrer Mutter auf das Couvert.

„Wenn meine Mutter nach mir fragen sollte, sag' ihr, daß ich zum Doktor Winter gegangen sei," wandte sie sich dann wieder an das Dienstmädchen.

Erstaunt blickte das Mädchen auf.

„Es ist schon neun Uhr, Fräulein . . ."

„Das macht nichts, ich muß mit Doktor Winter über eine wichtige Angelegenheit noch heute sprechen. Du brauchst aber meiner Mutter von meinem Ausgang nichts zu sagen, wenn sie dich frägt."

„Gut, Fräulein, aber . . . ."

„Du kannst gehen."

Das Dienstmädchen entfernte sich kopfschüttelnd.

Ueber Otti war eine ernste Fassung gekommen. Sie wußte jetzt, wie sie handeln sollte, sie glaubte einen Ausweg aus den Irrungen und Wirrungen dieses Abends gefunden zu haben. Den Brief an die Mutter legte sie unter den Briefbeschwerer, unter dem stets die Briefe für Frau Fahrenbrink ihren Platz fanden; dann holte sie aus ihrem Schlafzimmer Mantel und Hut und entfernte sich entschlossenen Schrittes.

Draußen im Garten empfing sie der eisige Nord=

wind und überschüttete sie mit einem heftigen Schneeschauer. Hastig athmend, den Mantel fest um die Schultern ziehend kämpfte sie sich weiter, bis sie die Straße des Städtchens erreichte, wo die dichter stehenden Häuser ihr etwas Schutz gegen den Sturm gewährten. Im Schatten der Häuser eilte sie rasch weiter und erreichte binnen Kurzem die Wohnung des Doktors. Nach mehrmaligem Klingeln öffnete die alte Wirthschafterin des Arztes.

„Ja, mein liebes Fräulein,“ sagte die Alte, das junge Mädchen erstaunt musternd, „das thut mir leid. Der Herr Doktor ist nicht zu Haus. Er ist heute Mittag nach Harzburg gefahren, wo heute eine Aerzteversammlung tagt, da kommt er vor morgen Mittag nicht zurück. Wenn etwas Eiliges passiren sollte, dann soll ich zu dem jungen Doktor Schindler schicken, er vertritt den Herrn Doktor. Soll ich Sie zu Doktor Schindler begleiten?“

„Ich danke Ihnen . . . .“

„Es ist doch nichts mit der Frau Mama passirt, Fräulein?“

„Nein . . . . ich wollte Doktor Winter nur bitten, morgen nach meiner Mutter zu sehen.“

„Werd’s bestellen, Fräulein. Der Herr Doktor wird jedenfalls gleich nachsehen. Wollen Sie einen

Augenblick eintreten? Es ist grimmig kalt hier draußen ...."

„Ich danke. Ich muß sofort wieder zurückgehen."

„Na, dann gute Nacht, Fräulein."

„Gute Nacht ...."

Die Alte schloß die Thür. Allein und verlassen stand Otti wieder da. Wohin sollte sie sich nun wenden? Sie hatte gehofft, bei Doktor Winter Rath und Schutz zu finden, sie wollte ihn bitten, sie bei sich aufzunehmen, bis sie eine Stellung gefunden, denn fest entschlossen war sie, nicht mehr in das Haus der Mutter zurückzukehren. Was sollte sie dort noch, nachdem ihre Mutter sie mit einem Fluch von sich gestoßen? Sie vermochte nicht, wieder vor das düstere grausame Antlitz der Mutter zu treten. Sie wußte, daß ihre Mutter ihr nie verzeihen würde, wenn sie sich weigerte, ihrem Befehle, Paul Barnitz zu heirathen, nachzukommen. Und der Gedanke an diese Verbindung trieb ihr die Röthe des Zornes, der Scham in die Wangen, peitschte ihr das Blut in wildem Aufruhr durch die Adern, daß sie in plötzlichem Entschlusse davon stürzte, dem verschneiten, sturmdurchtosten Walde zu.

Der Wind hinderte sie nicht mehr am raschen Gehen, da er auf den Wald zu wehte. Die dichten Wolken waren verschwunden, das Schneegestöber hatte

nachgelassen, von dem dunklen Himmel flimmerten in hellem, winterlichen Glanz die Sterne nieder und warfen ein schwaches, trügerisches Licht auf den verschneiten Weg. Jetzt hatte Otti den Wald erreicht und stand aufathmend still. Hinter ihr, drunten im Thale lag das Städtchen, aus dessen Fenstern der helle Schein der Lichter in die Nacht hinaus leuchtete, durch hundert und aberhundert Augen. Dunkel und gespenstisch zeichneten sich die Umrisse des alten Schlosses gegen den lichteren Nachthimmel ab. Nur hier und da schimmerte ein Licht in dem gewaltigen Bau, der nur im Sommer der fürstlichen Familie zum Wohnsitz diente. Otti's Augen suchten nach dem elterlichen Hause am Fuße des Schloßberges. Sie vermochte es nicht zu entdecken; die hohen Bäume der Gärten verbargen es und die Dunkelheit der Nacht, die gleich einem schwarzen Bahrtuch über den tief eingeschnittenen Thale ruhte.

Ob die Mutter jetzt schon ihren Brief in Händen hielt? Ob sie mit ihren verloschenen Augen versuchte, ihn zu entziffern? Ob sie nach der verschwundenen Tochter suchte? Ob sich in ihr Herz die Reue über die entsetzlichen grausamen Worte geschlichen hatte?

Ein Gefühl der Wehmuth, des Heimwehs regte sich in Ottis Herze. Sollte sie umkehren? Sollte

sie sich noch einmal der Mutter zu Füßen werfen, sie um Mitleid anflehen? Doch der Stolz, der Trotz ihres tiefverletzten Herzens verscheuchte rasch diese sanfteren Gefühle. Was hatte sie gethan, daß die Mutter ihr fluchte, daß sie sie von sich stieß? War es ein Vergehen, daß ihr Herz sich in Liebe dem Manne zugeneigt hatte, dem auch ihrer Mutter Herz einst gehörte? Hatte die Mutter auf diesen Mann noch ein Anrecht, den sie einst treulos verlassen, um einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen, nur um ein Verbrechen der Väter zu verbergen? War es ihre Schuld, daß die Sterne der Jugend für ihre Mutter längst erloschen waren? Daß die Sterne der Jugend für ihn, den gereiften Mann, ihren zauberischen Schimmer verloren hatten? Wie oft hatte die Mutter selbst nicht gesagt, daß der einmal erloschene Glanz der Jugend nie wieder zum alten Leben erwachte, daß die Sterne der Jugend für immer versunken seien? Wie oft hatte die Mutter sie, ihre Tochter, nicht gebeten, diese Sterne heilig zu halten, ihnen allein zu folgen und nicht den falschen Irrlichtern äußeren Scheines, äußeren Wesens nachzujagen? Die zärtlichen, liebreich mahnenden Worte der Mutter hatten sich tief in ihr jugendliches Herz eingegraben, sollte sie jetzt diese Worte vergessen haben, sollte sie jetzt die Sterne der

Jugend erlöschen sehen, sollte sie sich abwenden, von ihnen, wie einst die Mutter es gethan, um in die Irre zu gehen, wie sie? Nein, tausendmal nein! Die Mutter würde ihr Unrecht einsehen, sie würde ihr Kind zu sich zurückrufen und mit ihm gemeinsam, den Weg suchen und finden, das alte Vergehen der Väter zu sühnen.

Otti raffte sich von Neuem auf und schritt muthig in den dunklen Wald hinein. Auf dem Scharffenstein, bei dem alten Hegemeister Klingebiel würde sie schon ein Unterkommen finden, der alte Förster war ja auch ein Freund ihres Vaters gewesen, er würde das Kind seines Freundes in seiner bittersten Herzensnoth nicht verlassen. Sie kannte den Weg nach dem Scharffenstein genau, sie würde ihn auch in der dunklen Winternacht finden, obgleich Weg und Steg, Wald und Feld von einer gleichmäßigen tiefen Schneeschicht verhüllt wurden, die das Auge irre führte und kein Merkmal des Weges erkennen ließ.

Doch jetzt begann es wieder zu schneien. Es ward so finster, daß Otti keinen Schritt weit sehen konnte. Bis über die Knöchel versank ihr Fuß in den lockeren Schnee, der Sturm schüttelte heftige Schnee-

schauer auf sie nieder und heulte und brauste in den schwarzen Lüften, daß das Mädchen, trotz ihres Muthes in Angst und Schrecken erbebte. Noch immer wollte sich der Lichtschein des Scharffensteiner Forsthauses nicht zeigen. Immer langsamer schleppte sich Otti weiter, die Füße versagten ihr den Dienst, die Kräfte verließen sie. Mehrere Male war sie schon vom Wege abgekommen und nieder gestürzt. Sie wußte nicht mehr, wo sie sich befand, ob sie wieder nach der Stadt zurückgegangen oder tiefer in den Wald eingedrungen war. Es sauste ihr in den Ohren, vor den Augen tanzten sprühende Funken auf und nieder, schwere Mattigkeit lag in all ihren Gliedern und tief aufseufzend sank sie unter einer breitastigen Tanne nieder, die ihr einigen Schutz vor dem Unwetter gewährte. Sie bemerkte, daß der Platz unter dem Baum nicht so hoch vom Schnee bedeckt war, wie der Wald ringsum. Und ragte dort nicht eine Hütte aus dem Dunkel des Waldes hervor? Mühsam raffte sie sich wieder auf, um sich dorthin zu schleppen, aber die Kraft versagte ihr, sie sank auf's Neue nieder, sie taumelte weiter, versank in eine Vertiefung, kämpfte sich nochmals empor dort — dort war die Hütte — sie streckte die Arme aus — doch die Sinne schwanden ihr, es war ihr, als höre sie das Geräusch rasch davon fliehender

Menschen oder Thiere, schwarze Gestalten huschten schattengleich an ihr vorüber, eine furchtbare Angst bemächtigte sich ihrer, sie rief um Hilfe, dann umhüllte tiefe dunkle Nacht ihre Augen, ihre Sinne und bewußtlos sank sie zu Boden.

## X.

Frau Fahrenbrink verbrachte eine furchtbare Nacht. Die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Natur brach in den einsamen Stunden der schlaflosen Nacht hervor; alle Enttäuschungen ihres Lebens, alle Leiden, aller Kummer alle Noth und Sorge erschienen in doppelt grellem Lichte und brachten die unglückselige Frau fast an den Rand des Wahnsinns. Bald rief sie laut den Namen ihrer Tochter, bald stieß sie Verwünschnngen gegen sich selbst, gegen ihre Verwandten, gegen die ganze Welt aus; bald ging sie mit hastigen Schritten in dem Gemach auf und ab, bald warf sie sich auf ihr Lager, die überquellenden Augen, das fieberheiße Gesicht in die Kissen verbergend. Und dazu diese undurchdringliche ewige Nacht um sie! Sie nahm die schwarze Brille ab, sie zündete alle Lichter an, die sich in dem Gemach befanden, sie strengte die Augen übermäßig an, um wenigstens einen schwachen Lichtschein zu erblicken, bis die Augen ihr brannten und schmerzten,

daß sie kühlende Compressen auflegen mußte. Diese ewige, undurchdringliche Finsterniß, die ihr früher fast lieb gewesen war, die sie früher beruhigt hatte, jetzt erregte sie ihre Nerven bis zum Wahnsinn, erdrückte sie, lastete mit fast körperlicher Wucht auf ihr, wie ein Alp, von dem sie sich vergebens zu befreien strebte.

Mehrere Male war sie im Begriff, die Klingel zu ziehen, um ihre Tochter oder doch das Dienstmädchen herbeizurufen. Immer wieder scheute sie davor zurück, irgend Jemanden zu sehen, irgend Jemanden Stimme zu hören, irgend Jemand in ihrem furchtbaren Zustande entgegenzutreten. Sie zürnte ihrer Tochter, um sie dann wieder aufjammernd zu bemitleiden. Sie zürnte sich selbst, um im nächsten Augenblick das Haupt trotzig emporzuwerfen und fest auf ihrem Vorsatz zu beharren, Otti zu der Verbindung mit jenem Manne zu zwingen, dem einzigen Menschen, der ihr Geheimniß kannte.

Die Ehre ihres Namens, die Ehre ihres verstorbenen Vaters, der noch jetzt als braver Beamter in dem Gedächtniß seiner früheren Vorgesetzten, als guter Freund und Kamerad, rechtlicher, ehrlicher Mann in dem Herzen der Leute lebte, war das einzige gewesen, was das Leben ihr gelassen, und dieses einzige Gut, auf das sie stolz gewesen, das sie mit dem Opfer ihres

eigenen Lebensglücks erkauft hatte, sollte sie jetzt hingeben um der verliebten Laune eines jungen Mädchens willen? Ja, wenn der Professor noch um Otti geworben hätte, sie würde ihre schmerzliche Enttäuschung ihrem Kinde zu Liebe überwunden haben, wie sie gar manches im Leben überwunden hatte! Aber er war ohne Abschied abgereist, er hatte nicht einmal den Versuch gemacht, Ottis Hand zu erringen, er hatte sich gleich einem Feigling zurückgezogen, als er Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten sich seiner Liebe entgegenstellen sah. Er hatte seit Monaten nichts wieder von sich hören lassen, selbst auf die Briefe des Doktors Winter hatte er nur kurze geschäftsmäßige und ärztliche Erwiederungen gemacht. Und um dieses Mannes willen, der sich gleichgültig von ihnen abwandte, als nicht Alles sofort nach seinem Wunsche sich gestaltete, der nicht das geringste Interesse mehr für sie zeigte, um eines solchen Mannes willen, sollte sie das Opfer der Ehre ihres Namens, ihrer Familie bringen? Sollte ihre Tochter ihre Jugend einsam vertrauern und ihr Leben zerstört sehen? Nimmermehr! Noch war sie stark genug das zu verhüten, und sie würde es verhüten, sie würde den Kampf mit dieser aussichtslosen Liebe ihrer Tochter aufnehmen und den Sieg davontragen.

Sie ward ruhiger, als sie zu diesem festen Entschluß gekommen war. Sie warf sich auf ihr Lager, schloß die Augen und lag regungslos da, im Geist ihren Plan ausbauend und Mittel und Wege suchend, ihren Willen durchzusetzen. Allmählich forderte die erschöpfte Natur ihr Recht, ein bleischwerer Schlummer senkte sich auf ihre Sinne, aus dem sie plötzlich erwachte, als ihre Schlafzimmerthür heftig aufgerissen ward.

„Gnädige Frau — gnädige Frau . . . .“ rief das Hausmädchen mit angstvollem Ton in der Stimme.

Frau Fahrenbrink richtete sich jäh empor. So tief hatte sie geschlafen, daß sie sich besinnen mußte, was eigentlich am Abend vorher vorgegangen war. Doch nur einen Augenblick, — dann kam ihr die deutliche Erinnerung zurück und rasch erhob sie sich.

„Was willst Du, Minna?“ fragte sie: „Ist es schon Morgen?“

„Bereits neun Uhr, Frau Fahrenbrink, und Fräulein Otti ist noch nicht wieder gekommen. Es wird doch kein Unglück geschehen sein? Fräulein Otti ist gestern Abend spät noch ausgegangen . . . .“

Frau Fahrenbrink erschrack heftig. Wie nach einigen Stunden ruhigen Schlummers alle Dinge in einem anderen Lichte erscheinen, mögen sie uns vorher auch ein noch so furchtbares Aussehen gehabt haben, so war

auch bei Frau Ottilie die verzweifelnde, zornige Stimmung verflogen, in die sie durch die Ereignisse des gestrigen Abends versetzt worden war. Es erschien ihr alles wie ein wilder, wüster Traum, aus dem sie jetzt zur Wirklichkeit erwacht war.

„Bist Du schon in dem Zimmer von Fräulein Otti gewesen?“

„Ja gnädige Frau. Fräuleins Bett ist unberührt, ich dachte, sie hätte bei der gnädigen Frau die Nacht zugebracht, wie schon so oft früher. Aber ich sehe, daß Fräulein sich auch hier nicht befindet . . .“

„Wohin ist sie gestern Abend gegangen?“

„Sie wollte zu Doktor Winter.“

„Rasch laufe zum Doktor Winter und frage nach. Vielleicht ist sie des schlechten Wetters wegen dort geblieben. Rasch, rasch!“

„Ich gehe schon, gnädige Frau. Aber was ich noch sagen wollte, Fräulein schrieb, ehe sie gestern fortging, einen Brief, den sie auf den Schreibtisch der gnädigen Frau legte.“

„Es ist gut. Ich will nachsehen, ob sich der Brief noch dort befindet. Eile dich nur.“

Das Mädchen eilte davon. Frau Fahrenbrink begab sich in das Wohnzimmer, tastete sich zum Schreibtisch und fand den Brief an der Stelle, wo gewöhnlich

die für sie eintreffenden Briefe hingelegt wurden. Mit dem feinen Gefühl der Blinden erkannte sie, daß der Brief auf einen Bogen ihres eigenen Briefpapiers geschrieben war. Sie strengte die halbverschleierten Augen an, um die Schriftzüge zu entziffern. Vergebens — sie wußte, daß sie einen Brief ihrer Tochter in der Hand hielt, der vielleicht eine entsetzliche Nachricht für sie enthielt und sie vermochte ihn nicht zu lesen. Noch niemals hatte sie die Hülflosigkeit ihrer Blindheit so bitter empfunden, wie in diesem Augenblick. Sollte sie die Köchin rufen, daß diese ihr den Brief vorlas? Nein, nein, der schwatzhaften Person durfte sie das Geheimniß des Briefes nicht anvertrauen. Denn sicherlich nahm der Brief Bezug auf die Ereignisse des gestrigen Abend. Sie mußte warten bis Minna, das Hausmädchen, mit Nachricht von dem Doktor, vielleicht mit diesem selbst, zurückkam.

Wie langsam, wie entsetzlich langsam die Minuten dahin schlichen! Endlich erschien das Mädchen wieder, athemlos, mit blassem Gesicht.

„Ach, Frau Fahrenbrink,“ jammerte es, „ein Unglück ist passirt — unser armes, armes Fräulein …“

„So erzähle doch! Ist meine Tochter bei dem Doktor?“

„Fräulein ist gestern Abend noch dagewesen. Aber

der Herr Doktor sind nicht zu Haus, er ist in Harzburg und kommt erst heute Mittag zurück. Fräulein ist wieder fortgegangen, niemand weiß wohin . . . . das arme Fräulein, bei dem furchtbaren Wetter der letzten Nacht!"

Frau Fahrenbrink sank hoffnungslos auf einen Stuhl. Sie trug die Schuld daran, wenn ihrer Tochter etwas zugestoßen war. Sie hatte sie mit einem Fluch aus dem Hause getrieben, in die Nacht, in den Schneesturm hinaus, wer wußte, wohin das arme Mädchen in seiner Verzweiflung sich geflüchtet hatte? Hatte es sich ein Leids gethan? Mit furchtbarer Gewalt stürmte dieser Gedanke auf die Unglückliche ein. Plötzlich entsann sie sich des Briefes.

„Da — lies den Brief, Mina!" rief sie und reichte dem Dienstmädchen den Brief. „Er ist von meiner Tochter?"

„Ja, gnädige Frau. Er ist an Sie gerichtet!"

„Lies, lies!"

Das Mädchen las mit stockender Stimme:

„Meine theure Mutter!

Deine Vorwürfe zerreißen mir das Herz. Ich vermag nicht mehr in Dein blasses entstelltes Antlitz sehen, ich komme mir selbst wie eine Verbrecherin vor. Aber so viel Kummer und Herzleid ich Dir,

meiner theuren Mutter, bereitet habe, so vermag ich doch Deinen Wunsch in Bezug auf jene Heirath nicht zu erfüllen. Du hast mir mit Deinem Fluch gedroht, ich bin mir bewußt, daß ich eine solche Strenge nicht verdiene. Ich flehe Dich an, jene furchtbaren Worte zurückzunehmen, die Du gegen mich ausgestoßen hast, ich flehe Dich an, Dich der Liebe zu erinnern, welche uns früher verbunden hat. Ich vermag Dir aber nicht eher wieder entgegenzutreten, als Du Deinen Entschluß geändert hast. Ich würde Dich durch meine Weigerung auf's Neue erzürnen, verzeih mir daher, wenn ich Dein Haus verlasse und vorläufig Schutz bei unserem alten Freunde, dem Doktor Winter, suche. Ihm, dem alten Freunde meines Vaters, Deinem eigenen treuen Berather, meinem Vormund, ihm kann ich mich anvertrauen und auch Du solltest auf den Rath dieses bewährten Freundes unserer Familie hören. Lebe wohl, meine theure Mutter. Ich kehre zurück, wenn Du mich rufst und mir verziehen hast. Wenn Du indessen meine Weigerung und diesen meinen Schrit nicht verzeihen kannst — dann, Mutter, dann bin ich fest entschlossen, auf eigenen Füßen zu stehen, hinauszuziehen in die Welt, die mich vielleicht eher versteht, als Du, meine Mutter. Verzeihe Deiner

Tochter, die nicht anders handeln kann, ohne sich selbst zu verachten."

Das Dienstmädchen ließ den Brief sinken und starrte ihre Herrin verständnißlos an. Frau Fahrenbrink aber athmete auf. Das Schlimmste, was sie befürchtet, war nicht eingetroffen. Wenn Otti auch nicht bei Doktor Winter war, so hatte sie bei einer anderen bekannten Familie eine Unterkunft gesucht und würde schon wieder zurückkehren. Frau Fahrenbrink vermochte schon wieder über ihre Befürchtungen zu lächeln. Sie legte der Ueberschwänglichkeit des Briefes keinen großen Werth bei, junge Mädchen nehmen alle Ereignisse, die sich auf ihr Herz, auf ihre Liebe beziehen, so tragisch. Otti war ein trotziges Kind, sie würde schon wieder vernünftig werden.

„Gieb mir den Brief wieder," sagte sie vollkommen gefaßt. „Meine Tochter und ich, wir haben uns gestern Abend etwas entzweit und Fräulein Otti will mich erschrecken. Das ist Alles. Geh nur an Deine Arbeit, Du brauchst über den Vorfall nicht weiter zu sprechen. Wenn Doktor Winter kommt, führe ihn sofort zu mir. Jetzt kannst Du mir den Thee bringen."

„Sehr wohl gnädige Frau," stammelte das Mäd-

chen verwirrt, das die gleichgültige Ruhe ihrer Herrin nicht begreifen konnte.

Frau Fahrenbrink setzte sich an das Fenster und stützte den Kopf in die Hand. Der Wind hatte sich gelegt, über der weißverschneiten Erde spannte sich wolkenlos der blaue Himmel und fast warm schien die Sonne in das Fenster hinein. Frau Ottilie saß ganz still in dem warmen Sonnenschein, der ihr wohl that und eine beruhigende Wirkung auf ihre erregten Nerven ausübte. Aufmerksam lauschte sie auf jedes Geräusch im Hause, ob Doktor Winter nicht kam oder Otti eine Nachricht schickte. Aber die Mittagsstunde nahte und noch immer keine Nachricht! Da erfaßte sie von Neuem die Ungeduld, die Angst und ruhelos wanderte sie in dem Zimmer auf und ab.

Plötzlich fuhr ein Schlitten in raschem Trabe vor die Villa vor. Frau Fahrenbrink hörte das Schellengeläut der Pferde, das verstummte, als der Schlitten anhielt. Sie eilte aus dem Zimmer auf die Veranda; Minna war ebenfalls herbei gekommen.

„Ist meine Tochter in dem Schlitten, Minna?"

„Nein, Frau Fahrenbrink, es ist der Herr Doktor Winter . . ."

„So werde ich doch endlich Nachricht erhalten!"

Der kleine Arzt kam mit eiligen Schritten näher.

„Bringen Sie mir Nachricht von Otti, Doktor?“ rief Frau Fahrenbrink ihm entgegen.

„Allerdings . . .“

„Wo ist sie? Weßhalb kommt sie nicht selbst? Welch ein thörichter Schritt . . .“

„Darf ich Sie bitten, liebe Frau Ottilie, mit mir in Ihr Zimmer zu treten? Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen.“

Das gutmüthige Gesicht des Doktors lag in tief-ernsten Falten und wenn auch Frau Fahrenbrink den Ausdruck des Gesichtes nicht sehen konnte, so hörte sie doch den ernsten Klang in der Stimme des Arztes und neue Angst erfaßte sie.

Auf dem Zimmer angekommen legte der Doktor schweigend Mantel und Pelzmütze ab.

„Aber so sprechen Sie doch, liebster Doktor!“

„Eigentlich sollte ich Sie auffordern, zuerst zu sprechen, um zu erfahren, weßhalb Otti bei Nacht und Nebel aus Ihrem Hause entflohen ist. Doch ich vermag mir den Grund zu denken. Sie sprachen mir schon einmal von dem Projekt einer Verbindung zwischen Otti und Barnitz, ich warnte Sie damals, Sie haben meine Warnung nicht beachtet, Sie wollten Otti zu jener Heirath zwingen und das arme Kind wußte

keinen anderen Ausweg, als Ihrem Hause zu entfliehen. Ist es nicht so?"

„Ja, ja, lesen Sie jenen Brief dort auf meinem Schreibtisch!"

Der ernste Gesichtsausdruck des Arztes vertiefte sich noch, als er den Brief Ottis gelesen.

„Sie haben sehr Unrecht gehandelt, Frau Fahrenbrink," sagte er bekümmert.

„Aber Sie wissen noch nicht Alles — Barnitz hat durch einen Zufall von dem Vergehen meines Vaters und des alten Fahrenbrink erfahren, er will nur unter der Bedingung schweigen, daß Otti ihm die Hand reicht . . ."

„Und deßhalb wollen Sie Ihr Kind unglücklich machen? Deßhalb treiben Sie Ihr Kind in die Welt hinaus? Deßhalb ringt Ihr Kind jetzt mit dem Tode."

„Doktor, um Gotteswillen – wo ist Otti? Was hat sie gethan?"

„Otti befindet sich in der Pflege des alten Hegemeisters Klingebiel und seiner Wirthschafterin auf dem Scharffenstein. Klingebiel fand sie ohnmächtig, halb erfroren, auf einem Wildfutterplatz, als er heute früh dort hin ging, um dem Wilde neues Futter aufzu-

schütten. Nur dem schützenden Dach eines Schuppens, der dort errichtet ist, ist es zu verdanken, daß das unglückliche Mädchen nicht erfroren ist. Jetzt liegt sie im heftigen Fieber — ich fürchte ein Nervenfieber wird die Folge sein . . ."

„O mein Gott, mein Gott . . ."

„Frau Ottilie," fuhr der Arzt sehr ernst fort, „Ihr Leben ist vergiftet worden durch die Schuld Ihres Vaters. Sie sind tief zu beklagen gewesen, ich habe stets das herzlichste Mitleid mit Ihnen gehabt und habe Ihnen zu helfen gesucht, wo und wie ich konnte. Aber auch Sie waren nicht ohne Schuld. Wer, um die Schuld eines anderen, sei es auch eines Verwandten, zu verdecken, selbst ein neues Verbrechen begeht, macht sich zum Mitschuldigen, ich habe Ihnen das schon gesagt, als Sie mir vor Jahren Ihr Geheimniß mittheilten, ich habe Ihnen damals auch gerathen, jene alte Schuld zu sühnen, indem Sie das ungerechte Gut zurück gaben, oder es doch zu einem guten wohlthätigen Zweck verwendeten. Sie wiesen meinen Rath damals zurück, der Ihrem Gewissen Ruhe verschafft haben würde, jetzt wollen Sie eine neue Schuld auf sich häufen, jetzt wollen Sie noch Ihr Kind in jene Schuld hinein ziehen, jetzt wollen Sie Ihr Kind unglücklich machen, wie Sie selbst un=

glücklich geworden sind! Ist das recht, ist das edel gehandelt? Wissen Sie, daß Otti Robert Schäffler liebt?“

„Ja, ja . . .“

„Wissen Sie, daß Robert Ihre Tochter liebt?“

„Ich ahnte es . . .“

„Und doch bestanden Sie auf der Verbindung mit Barnitz?“

„Ich war halb wahnsinnig vor Schmerz und und Enttäuschung . . . Sie wissen ja, Doktor, welche Hoffnung noch einmal in meinem Herzen entstanden war — und nun war es mein eigenes Kind, das diese Hoffnung zerstörte — mein eigenes Kind raubte mir des Mannes Liebe, an die ich mich mit allen Fasern meines leidenschaftlichen Herzens anklammerte — ach! Doktor, Sie verstehen eines Weibes Herz nicht, das nach Liebe gedürstet hat sein ganzes Leben lang!“

„Ich denke über des Weibes Herz soll der Mutter Herz — über des Weibes Liebe soll der Mutter Liebe siegen.“

„Und Barnitz — wenn er seine Drohung ausführt, dann sind wir Alle verloren . . . .“

„Ich werde mit Barnitz sprechen. — Jetzt aber kommen Sie mit nach dem Scharffenstein. Ihre Tochter verlangt nach Ihnen. Ein Glück war es, daß der

Bote des Försters Klingebiel mir auf der Rückfahrt von Harzburg begegnete, so vermochte ich doch gleich die nöthigen Anordnungen zu treffen. Ich eile jetzt zur Apotheke, um einige Medikamente zu holen. Rüsten Sie sich indessen zur Fahrt, in einer halben Stunde hole ich Sie wieder ab. Nehmen Sie auch einige Kleider für Otti mit."

Der Arzt eilte davon und Frau Fahrenbrink rief das Hausmädchen, das ihr beim Ankleiden behülflich sein sollte. - - —

## XI.

Das Forsthaus zum Scharffenstein lag auf einem Felsenvorsprung, umgeben von den meilenweiten Wäldern des Brockens. Die Ruine des alten Bergschlosses, das in dem Bauernkriege zerstört war, überragte auf hoher Bergkuppe das einfache Gehöft, welches, früher die Wohnung des Revierförsters, jetzt nur noch dem Hegemeister und Forstaufseher Klingebiel zum Aufenthalt diente, da für den Revierförster tiefer im Thale ein Haus errichtet worden war. Im Winter herrschte tiefe Einsamkeit und Stille hier oben. Nur das Brausen der Wälder, das Sausen des Sturmes, das Krachen der unter der Wucht des Schnees zusammenbrechenden Tannen, das Gebell der Füchse und das Krähen der zahllosen Rabenschaaren unterbrach das Schweigen, welches über der zerbröckelnden Ruine nnd dem kleinen Forsthause ruhte. Im Sommer dagegen war der Scharffenstein ein beliebter Ausflugsort für die umliegenden Dörfer und Städtchen und oft genug füllte

den schattigen Garten des Forsthauses eine fröhliche Menge, seitdem der alte Klingebiel von seiner vorgesetzten Behörde die Erlaubniß erhalten hatte, eine bescheidene Gastwirthschaft einzurichten. Im Sommer hielt sich der Förster auch mehrere Mägde, welche Garten und Wirthschaft zu besorgen hatten, im Winter hauste er allein mit einem Knecht und der alten Wirthschafterin Kathrine auf dem Scharffenstein, wenn nicht ab und zu einige Waldarbeiter in dem Forsthause übernachteten.

Still und einsam lag auch jetzt das Forsthaus da, verdeckt fast von der Schneemasse, welche die letzten Wochen gebracht hatten. Schmale Wege hatte man durch diese Schneeschanzen geschaufelt, mit Mühe nur konnte man den Fahrweg offen halten, um nicht ganz von der Außenwelt abgeschnitten zu werden. Beschwerlich und gefahrvoll war der Weg zum Forsthaus schon am Tage, um wie viel schwieriger und gefahrvoller mußte er sich in einer finsteren, stürmischen Nacht gestalten, wie diejenige, in der Otti ihre Wanderung unternommen hatte. Einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, daß sie die schützende Wildhütte erreichte, ein glücklicher Zufall war es, daß der alte Förster sie am Morgen gefunden und nach dem Forsthause gebracht hatte. In ruhelosem Fieberschlaf lag sie jetzt

in dem besten Gastzimmer des Forsthauses, gepflegt von der alten Kathrine, während der Förster unter der Hausthür stand und besorgt nach dem Schlitten des Arztes ausspähte. Er begriff den Zusammenhang der Ereignisse nicht, aus den wirren Reden Ottis entnahm er nur soviel, daß zwischen ihr und ihrer Mutter ein Streit ausgebrochen sein mußte, der Otti bewogen hatte, ihr mütterliches Haus zu verlassen.

Daß seit der plötzlichen Abreise des Professors nicht alles in der Villa Fahrenbrink in Ordnung war, hatte er wohl bemerkt, aber sein einfacher Verstand konnte sich keinen rechten Vers auf all die Irrungen und Wirrungen machen, da ihm die Kenntniß des eigentlichen Beweggrundes fehlten. Zu den unverständlichen Worten Ottis schüttelte er schweigend den grauen Kopf und befahl dann der alten Wirthschafterin, diese Worte der Kranken Niemanden zu erzählen. Die Alte nickte mit ernstem Lächeln. „Weiß schon, Herr Förster — kenne solche Geschichten,“ brummte sie. „Dahinter steckt eine Liebesgeschichte, glauben Sie mir, Herr Förster.“

Es dunkelte bereits, als der Schlitten mit dem Arzt und Frau Fahrenbrink anlangte. Aufschluchzend sank die unglückliche Frau am Lager ihrer Tochter nieder, die vor Kurzem aus ihrem Schlummer erwacht

war und wenn auch noch sterbensmatt, doch fieberfrei dalag.

„Otti, mein liebes, liebes Kind, weßhalb hast Du mir das gethan?“ schluchzte Frau Fahrenbrink, die Hände Ottis an die Lippen pressend.

„Mutter, meine liebe Mutter,“ flüsterte Otti schwach, während ein glückliches Lächeln über ihr blasses Gesicht huschte. „Du zürnst mir nicht mehr? Du sprichst nicht mehr jene furchtbaren Worte . . .“

„Still, still, mein Kind — kein Wort mehr von meiner Thorheit, meinem unüberlegten Handeln. Werde nur wieder gesund und Alles soll vergeben, vergessen sein.“

Sie umschlang die Kranke mit den Armen. Glücklich lächelnd ruhte Otti an dem Herzen der Mutter, wie ein krankes, hülfloses Kind. Alles Bangen, alle Sorge war aus ihrem Herzen geschwunden, sie fühlte, daß sie die Liebe der Mutter wieder gewonnen, daß sie ihr wieder vertrauen durfte, daß nichts wieder trennend zwischen sie treten konnte. Die furchtbaren Träume der Nacht, die wilden Phantasien des Fiebers verschwanden, eine tiefe Ruhe überkam sie, eine sanfte wohlthätige Müdigkeit legte sich schmeichelnd auf ihre Glieder, auf ihre Seele, sie schloß die Augen, barg das Haupt an dem Herzen der Mutter und ent-

schlummerte sanft. Regungslos blieb Frau Ottilie sitzen, die Tochter im Arm haltend.

Doktor Winter lächelte zufrieden.

„So ist es recht, Frau Ottilie, die Mutterliebe hat aus Ihrem Herzen die Selbstsucht, den Haß, den bösen Stolz vertrieben und siegreich über den Sternen der Jugend leuchtet die Sonne der Mutterliebe. So ist es recht — so ist es recht.“

„Ihnen habe ich es zu verdanken, theurer Freund . . .“

„Nicht mir, sondern dem armen, muthigen Kinde da, das lieber sterben wollte, als in Schuld und Fehl untergehen. Wir können viel — sehr viel von ihm lernen. — Doch jetzt habe ich hier nichts mehr zu thun. Es geht Alles gut, meine Befürchtung, daß ein Nervenfieber die Folge sein werde, scheint Gottlob nicht einzutreffen. Ich komme morgen wieder und bringe Ihnen hoffentlich gute Nachricht von Herrn Barnitz mit.“

„Sie wollen zu ihm gehen?“

„Ja, ich habe ein ernstes Wörtchen mit diesem Herrn zu sprechen.“

„Möge es eine gute Aufnahme finden.“

„Dafür lassen Sie mich nur sorgen.“

Der Arzt entfernte sich. Frau Ottilie legte Otti,

die tief und fest schlief, sanft in die Kissen zurück, dann setzte sie sich in den Sessel neben dem Bett, stützte das Haupt in die Hand und versank in tiefes Nachsinnen.

Es waren schmerzliche Stunden, welche sie am Lager ihrer Tochter zubrachte. Ihr ganzes Leben zog an ihrem geistigen Auge vorüber, ihre fröhliche Jugend im Walde und im Forsthause von Scharffenstein, das Erwachen des jungen Herzens, die Liebe zu Robert, der als Student im väterlichen Hause weilte, der furchtbare Kampf um diese Liebe, die qualvolle Stunde, als ihr Vater vor ihr auf den Knieen lag, sie anflehend, ihn zu retten vor Schmach und Schande. Ihr armer, unglücklicher Vater! — Sein Jammer, seine Reue schnitten ihr tief in das Herz. Und als er aufsprang, die Büchse von der Wand riß, seine Schuld durch gewaltthätigen Tod von eigener Hand zu sühnen, da vermochte sie nicht zu widerstehen, da brach sie die gelobte Treue, da reichte sie dem ungeliebten Mann die Hand. Und dann kam die freudlose Ehe — dann die immer wachsende Entfremdung zwischen ihr und dem Gatten — dann ihre Krankheit — ihre Erblindung — und dann in der Nacht ihres Unglücks der einzige lichte Strahl des Glücks, der neuen Hoffnung — — — vorbei, vorbei — die Sterne erloschen auf ewig, versunken für immer in ewige Nacht.

Förster Klingebiel wollte sie überreden, sich einige Stunden der Ruhe zu gönnen. Aber sie wollte das Lager ihrer Tochter nicht verlassen, sie hätte doch keinen Schlaf, keine Ruhe gefunden. Unaufhörlich arbeitete ihr Geist an einem Plan, an einem Entschluß, wie sie die unglückselige That ihres Vaters sühnen konnte, die ihr Leben zerstört hatte und vernichtend auch in das Leben ihres Kindes eingreifen wollte.

Der Morgen dämmerte grau empor, als Otti aus dem tiefen Schlummer erwachte. Ihre Augen blickten wieder klar und glänzend, eine sanfte Röthe überhauchte ihre Wangen, mit einem leisen Ruf streckte sie die Hände ihrer Mutter entgegen, die sie innig in die Arme schloß.

Gegen Mittag kam Doktor Winter. Er zeigte wieder sein altes joviales Gesicht.

„Alles in bester Ordnung, meine liebe Frau Ottilie. Jede Gefahr für das Kind ist beseitigt. Aber eine gute Lehre für unsere kleine Otti wird es sein, ein ander Mal nicht wieder den Trotzkopf aufzusetzen und schnurstracks in den verschneiten Wald zu laufen. Etwas mehr Vertrauen, meine kleine Otti, und man hat nicht nöthig, die Mutter und die sonstigen guten Freunde in solche Noth und solche Angst zu versetzen."

Beschämt senkte Otti die Augen.

„Ihnen, Frau Ottilie, habe ich noch etwas mitgebracht. Da, sehen Sie sich einmal diese Bücher an und dann lassen Sie sich den Brief da vorlesen . . .“

„Von Barnitz?“

„Ja, der Mann ist gar nicht so bös. Er hatte es gar nicht so schlimm gemeint. Er schickt Ihnen die alten Bücher, aus denen man so manches herauslesen kann, und bittet in dem Briefe um Verzeihung, daß er Sie so erschreckt hat. Er will's nicht wieder thun und überläßt die Regelung der alten Angelegenheit ganz Ihrem Ermessen.“

„Lieber, lieber Freund, wie soll ich Ihnen danken . . .“

„Dadurch, daß Sie meinen Rath folgen und unsere Otti glücklich machen.“

„Ich werde es thun — verlassen Sie sich darauf.“

In Otti's Augen quollen heiße Thränen des Dankes, des Glückes empor, sie ergriff die Hand des kleinen Arztes und drückte sie an die Lippen, obgleich sich Doktor Winter ganz energisch dagegen sträubte.

## XII.

Das Wartezimmer des Professors Schäffler war, wie an jedem Tage, auch heute voll besetzt. Patienten aus allen Welttheilen, Reiche und Arme, kamen zu dem berühmten Augenarzt, um dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen. Der Professor machte zwischen ihnen keinen Unterschied. Ob vornehm oder gering, ob reich oder arm, jeder ward nach der Nummer vorgelassen, welche er bei seinem Eintritt in das Wartezimmer von dem Diener erhielt. Ein junger Assistenzarzt ließ dann die Hilfesuchenden in das Sprechzimmer des Professors eintreten und führte sie nach der Consultation wieder hinaus. Mancher von den Leidenden ging mit einem Segenswort für den Arzt, mancher mit einem glücklichen Lächeln auf dem bleichen Antlitz, mancher mit tiefgesenktem Haupte und dem Ausdruck der Verzweiflung in den Zügen, wenn selbst der berühmte Gelehrte ihm keine Hoffnung auf Gesundung der erblindeten Augen mehr machen konnte. Opera-

tionen nahm der Professor in seiner Sprechstunde nicht vor; sie wurden in der Klinik vollzogen, welche sich in einem stillen vornehmen Viertel des Thiergartens befand.

Wie viel Jammer, wie viel Noth und Sorge hatte das ernst und würdig ausgestattete Wartezimmer des Arztes nicht schon gesehen? Wie viel zerstörte Hoffnung, aber auch wie manche neu aufflackernde Freude am Leben!

Mit leisen Worten erzählte dort jener Mann im einfachen Arbeitsanzuge, dessen Augen ein grüner Schirm bedeckte und dessen hartes Antlitz schwarze Spuren einer argen Verbrennung zeigten, einem vornehmen, alten Herrn mit schwarzer Brille, wie er durch eine Pulverexplosion fast das Augenlicht eingebüßt und wie nur die Kunst des Professors es ihm erhalten habe. Der alte vornehme Herr nickte bedächtig mit dem Haupte, er war zum ersten Mal bei dem Arzt und neue Hoffnung zog in sein Herz bei der Erzählung des einfachen Mannes.

In jener Fensternische saß eine junge Frau aus dem Volke. Sie hielt ein zweijähriges Kind auf dem Arm, dessen Augen eine schwarze Binde bedeckte. Auch dem unglücklichen Kind hatte der Professor geholfen und die Frau wußte nicht genug die Mildthätigkeit

des Arztes zu rühmen, der ihr nicht nur das Honorar erlassen, sondern ihr noch Geld zur besseren Verpflegung ihres kranken Kindes gegeben.

Die alte Dame dort, welche von einem jungen blühenden Mädchen begleitet wurde, kam aus Petersburg, jenes blasse Mädchen mit den verbundenen Augen aus England und jener schwarzbärtige Mann aus dem Süden Italiens. Jedes Land jeder Stand stellte sein Kontingent zu dem Heer der Hilfesuchenden und in unermüdlicher Thätigkeit kämpfte der Arzt gegen die Mächte der Finsterniß, welche sich gleich düsteren Schatten auf die Augen und die Herzen der Menschen legen wollten.

Die Sprechstunde nahte sich ihrem Ende. Die alte Dame aus Petersburg war soeben entlassen, nachdem sie dem Professor mit einem jammernden Wortschwall ihr Leiden erzählt hatte. Der Professor athmete auf und trat an das breite Fenster des Zimmers, einen Blick in den hinter dem Hause liegenden Garten werfend, in dem das erste Grün des Frühlings sich zeigte.

Sein Antlitz war ernster und blasser geworden als in dem letzten Sommer. Seine Augen blickten trauriger und um seine Lippen lag ein schwermüthiger Zug. Sinnend blickte er in den knospenden Garten,

in dessen hohen Kastanienbäumen die Sperlinge lärmten und die Amseln pfiffen. Das erste zarte Grün des Lenzes rief in seinem Herzen die Erinnerung an die herrlichen Wälder seiner Jugendheimath wach, die er im letzten Sommer seit langen, langen Jahren wieder besucht hatte, das Gezwitscher der Vögel erinnerte ihn an die harmlose, fröhliche Jugend — und plötzlich, er wußte selbst nicht, wie ihm der Gedanke gekommen, stand vor seinem seelischen Auge wieder das Bild des lieblichen Mädchens, dem sein männliches Herz in heißer Leidenschaft entgegengeschlagen. Niemals sollte er sie wieder sehen — sie selbst hatte sich von ihm getrennt, sie konnte ihm nicht verzeihen, daß sein Herz schon einmal einer anderen gehört — ihrer eigenen Mutter.

O wie thöricht war doch das Menschenherz! Hatte er doch geglaubt, daß sein Herz schon längst todt gewesen, daß es die Sprache der Liebe, der Leidenschaft nicht mehr verstünde, und jetzt, wie aus langen, langen Traum erwacht, jauchzte sein Herz auf, sproßte und keimte der Lenz der Liebe in seinem Herzen empor und nur mit Aufbietung seiner ganzen Manneskraft vermochte er seinen Gefühlen Schweigen zu gebieten.

Er senkte tief das Haupt und kreuzte die Arme

über die Brust. Er überhörte den Wiedereintritt des Assistenzarztes und schrak leicht zusammen, als dieser sagte: „Es befinden sich noch zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, im Vorzimmer, Herr Professor, die ältere Dame ist leidend, soll ich die Dame hereinführen? Die Sprechstunde ist freilich vorüber . . .“

„Führen Sie die Dame herein. Dann aber bitte ich für heute Niemanden mehr vorzulassen. Ich bin zu erschöpft.“

„Sehr recht, Herr Professor.“

Der junge Arzt entfernte sich und der Professor nahm an seinem Schreibtisch wieder Platz. Nach einigen Minuten kehrte der Assistenzarzt in Begleitung einer in tiefes Schwarz gekleideten Dame zurück, deren Antlitz von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war.

Der Professor erhob sich.

„Wollen Sie hier Platz nehmen, gnädige Frau, und mir sagen, was Ihnen fehlt. Zugleich bitte ich den Schleier zurückzuschlagen.“

„Ich möchte den Herrn Professor allein sprechen,“ flüsterte die Dame.

„Es ist nur mein Assistenzarzt zugegen, gnädige Frau.“

„Es handelt sich nicht um eine ärztliche Konsultation . . .“

„Ah! Das ist etwas Anderes.“

Der junge Arzt zog sich zurück. Der Professor trat näher an die verschleierte Dame heran.

„Bitte, gnädige Frau — wir sind allein. Um was handelt es sich!“

Mit einem raschen Griff schlug die Dame den schwarzen Schleier zurück. Mit einem Ausruf der Ueberraschung taumelte der Professor zurück, sich schwer auf den Schreibtisch stützend. Ein todtblasses Antlitz, in schmerzlichen Lächeln verzogen, zwei große, stiere, erloschene, glanzlose Augen starrten ihm entgegen, das ganze Antlitz, umrahmt von dem schwarzen Schleier, einem Todtenkopf gleichend.

„Ottilie — Frau Fahrenbrink . . .“ stammelte der Professor überrascht, erschüttert von diesem plötzlichen Wiedersehen.

„Ja, ich bin es, Herr Professor. Fürchten Sie nicht, daß mich meine frühere Leidenschaftlichkeit zu Ihnen führt, daß ich Sie mit thörichten Worten an die Sterne der Jugend mahnen will — sie sind erloschen, wie — meine Augen.“

„Ottilie — mein Gott, Ihre Augen — lassen Sie mich sehen . . .“

„Es ist nutzlos, Robert. Ich bin wieder blind — blind wie vor Ihrer Ankunft, und ich klage nicht mehr darüber, ich hege nicht mehr die Hoffnung, das Augenlicht wieder zu erlangen, ich will es auch nicht wieder erlangen — ich habe Sie — ich habe meine Tochter gesehen — Ihre Bilder werden mich um so treuer bis an's Ende meines Lebens begleiten, je weniger neue Bilder meine Augen aufzunehmen vermögen. Die Sterne der Jugend, die Sterne des Lebens erloschen, mögen auch die Augen erlöschen, die nichts mehr auf Erden zu sehen haben."

„Sie dürfen so nicht sprechen, Ottilie — lassen Sie mich Ihre Augen untersuchen — es wird Hilfe möglich sein . . ."

„Ueberzeugen Sie sich, ob Hilfe möglich ist."

Sie trat auf ihn zu und erhob das Haupt, daß das Sonnenlicht voll auf ihr Antlitz fiel. Der Professor stand erschüttert da, er wagte nicht zu sprechen, sein erfahrener Blick sagte ihm sofort, daß hier jede Hoffnung verloren, der Sehnerv der Augen war vollständig gelähmt, die Augen starr und verglast, wie die einer Todten.

Eine Weile herrschte tiefe Stille in dem Gemach. Ein tiefer Seufzer rang sich aus der Brust Roberts,

er senkte das Haupt — hier war nichts mehr zu helfen und zu retten.

Ein trübes Lächeln irrte über Frau Ottiliens blasses Gesicht.

„Nicht war, es ist vorüber?“ fragte sie. „Sie hatten damals im Sommer recht, lieber Freund, meine Unvorsichtigkeit, meine Leidenschaftlichkeit haben mir das Augenlicht auf's Neue geraubt, das Sie mir zurückgegeben.“

„Sie sehen mich tief erschüttert, Ottilie .... weßhalb schrieben Sie mir nicht früher? Vielleicht wäre doch noch Rettung möglich gewesen.“

„Sprechen wir nicht mehr von meinen Augen. Ich bin ja nicht ihretwegen zu Ihnen gekommen.“

„Und was führt sonst Sie zu mir?“

„Eine Bitte — ein Vorschlag, den ich Ihnen zu machen habe.“

„Sprechen Sie, Ottilie, ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Aber nehmen Sie doch Platz — Sie müssen ermüdet sein ....“

Er schob ihr einen Sessel hin und setzte sich selbst in den Stuhl vor seinem Schreibtisch, stützte die Stirn in die Hand und blickte zu Boden. Er vermochte

den Anblick des todtblassen Angesichtes, der verglasten, erloschenen Augen nicht mehr zu ertragen, ein unendliches Wehgefühl schlich sich in sein Herz, sein Auge ward feucht und ein schneidender Schmerz drohte seine Brust zu zersprengen. Er vermochte nicht mehr zu sprechen, er wäre sonst in lautes Schluchzen ausgebrochen.

O ihr Sterne der Jugend, Sterne der Liebe, in wie tiefe unergründliche Nacht waret Ihr versunken!

„Sind Sie in meiner Nähe, Robert?“ fragte die Blinde leise.

„Ja, Ottilie,“ entgegnete er dumpfen Tones.

„Reichen Sie mir Ihre Hand — fürchten Sie nichts,“ fuhr sie traurig lächelnd fort. „Ich möchte nur am Druck Ihrer Hand fühlen, daß Sie mir nicht mehr zürnen.“

„Ich zürne Ihnen nicht . . . .“

„Ich danke Ihnen — und nun hören Sie mich an. Es ist lange her, daß wir Hand in Hand dagesessen haben, Robert — doch nichts mehr davon! — Als Sie im letzten Sommer bei uns waren, sprachen Sie von dem Plane in der staubfreien, waldreichen Umgebung unseres Städchens ein Asyl für Augen-

leidende zu errichten, sind Sie von diesem Plane ganz abgekommen?"

„Ich habe den Plan nicht aus dem Auge verloren, aber ob ich ihn jemals ausführen kann, hängt nicht von mir ab. Ich bedarf dazu ziemlich bedeutender Geldmittel, welche ich selbst nicht besitze. Vielleicht wird mich der Staat unterstützen, vielleicht finde ich einen hochherzigen Wohlthäter der Menschheit, der das Opfer bringt . . . ."

„Sie sollen ihren Plan ausführen, Robert — das Geld ist vorhanden . . . ."

„Wie soll ich Sie verstehen?"

„Ich werde Ihnen das Geld geben!"

„Sie, Ottilie? Bedenken Sie, der Bau einer solchen Anstalt würde hunderttausende kosten!"

„Ich stelle Ihnen ein Grundstück und zweimalhundertausend Mark zur Verfügung . . . ."

„Ottilie?!"

Der Professor sprang erregt auf. „Sie opfern Ihr ganzes Vermögen!"

„Mir bleibt genug, um mit meiner Tochter in stiller Bescheidenheit zu leben. Zur einzigen Bedingung der Stiftung mache ich, daß ich lebenslänglich eine Unterkunft in dem Asyl finde."

„Aber so erklären Sie mir doch . . . .“

„Das Grundstück, welches ich Ihnen zur Verfügung stelle, ist ein waldreiches Terrain in der Nähe des Scharffenstein, welches mein Vater einst erworben hat. Er dachte nach dem Ausscheiden aus dem Dienst sich dort anzubauen, er starb, ehe er seinen Plan ausführen konnte. Das Grundstück liegt in schönster Umgebung, dichte Wälder umgeben es, eine würzige reine Luft herrscht dort oben, eine tiefe erquickende Stille.“

„Ich kenne den Ort, Förster Klingebiel hat ihn mir gezeigt, kein Platz wäre geeigneter für mein Asyl.“

„So nehmen Sie an?“

„Ich weiß nicht, ob ich es darf, Ottilie. Ihr Opfer ist so groß, daß es ein Unrecht wäre, auf Ihren Plan einzugehen.“

„Ein Unrecht? — Ach, mein lieber Freund, ein Unrecht will ich wieder gut machen! Die Errichtung jenes Asyls soll uns von schwerer Schuld entsühnen . . .“

„Was sprechen Sie da?“

„Sie kennen ja nicht ganz mein unglückseliges Geschick! Sie zürnten mir, in dem Glauben, ich wäre Ihnen untreu geworden, weil der Reichthum mich verblendete. Ach, Robert, mit zerissenem Herzen gab ich

Ihnen das Wort zurück, mit zerrissenem Herzen reichte ich jenem Manne die Hand — ich wollte meinen Vater nicht ehrlos werden lassen — ich wollte ihn retten vor Schmach und Schande, vor schimpflichem Tod von eigener Hand — ich brachte der Ehre, dem guten Namen meines Vaters mein Herz, meine Liebe zum Opfer. Er und meines späteren Gatten Vater hatten durch fortgesetzten Betrug sich bereichert — ich ward ihre Mitschuldige — ich verschwieg ihre Schuld — ich lebte von ihrem Reichthum, den ich Ihnen jetzt zu jenem Zweck der Menschlichkeit anbiete zur Sühne für Schuld und Unrecht."

„Das — das war der Grund — das war Ihr Geheimniß, Ottilie, über dem unser beider Glück in Stücke zerbrach?"

„Das war mein Geheimniß, aber Ihr Glück soll nicht darunter leiden — nein, nein, nicht das Ihrige. Sagen Sie mir, Robert, daß Sie nicht unglücklich geworden sind! Sie dürfen nicht unglücklich werden, Robert, oder all meine Sühne ist vergeblich gewesen."

„Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, wenn nicht glücklich, so doch zufrieden zu sein. Ich hoffe, Sie wird wieder kommen. Aber selbst wenn ich Ihr groß-

müthiges Angebot annehmen wollte, würde ich mich nicht gleichsam zum Mitschuldigen machen? Ich nehme unrecht erworbenes Geld und Gut . . . .“

„Sie dürfen beruhigt darüber sein. Ich habe mit der früheren vorgesetzten Behörde meines Vaters verhandelt, sie willigt ein, daß das Geld zu einem wohlthätigen Zweck verwandt wird und will unter dieser Bedingung die unglückselige Angelegenheit auf sich beruhen lassen.“

„Ich bewundere Sie, Ottilie . . . .“

„Und nehmen an?“

„Ich kann mich noch nicht entschließen — ich müßte selbst die Leitung des Asyls übernehmen — ich weiß nicht, ob ich dazu im Stande bin —“

Er schritt erregt im Zimmer auf und ab. Vor seinen Augen schwebte die Gestalt Ottis, er glaubte ihre thränengefüllten Augen bittend, flehend auf sich gerichtet, er wollte nicht wieder störend in den Frieden ihres Herzens treten, er fühlte sich nicht stark genug, in ihrer Nähe zu leben, ohne seines eigenen Herzens Wunsch wieder auflodern zu sehen; sie hatte sich von ihm getrennt, sollte er ihr jetzt wieder nahe treten?

„Weiß — weiß Ihre Fräulein Tochter von Ihrem Plan?“ fragte er voll innerer Unruhe.

Ein Lächeln erhellte das blasse Gesicht Frau Ottiliens. Sie errieth den Gedankengang des Professors.

„Sie kennt meinen Plan,“ entgegnete sie, „und billigt ihn.“

„Fräulein Otti billigt ihn? — Ach, Ottilie, daß ich den Muth fände, Ihnen einzugestehen wie thöricht, wie schwach ich bin!“

„Ja, ja, Sie sind ein großes Kind, Robert!“ erwiderte gerührt lächelnd Frau Fahrenbrink. „Meine Augen sind blind, aber Sie wissen selbst, wie scharf das Gehör der Blinden ist — nun ich höre an dem Klang Ihrer Stimme, was Ihr Herz bewegt. Weßhalb sagten Sie mir nicht, daß Sie Otti liebten . . .“

„Ottilie?! Sie wissen . . . .?“

„Oeffnen Sie die Thür und fragen Sie Otti selbst, was sie zu meinem Plane sagt . . .“

Er eilte auf die Thür zu, riß sie auf . . .“

„Otti!“

Ein Jubelruf war es, in dem die ganze tiefe Leidenschaft des Mannes wiederklang. Er breitete die Arme aus nach der schlanken, dunkelgekleideten Mädchengestalt dort am Fenster, er stürzte auf sie zu, er ergriff ihre Hände, preßte sie an die Lippen und zog die Willenlose in seine Arme, sie fest und innig umschlingend.

„Otti, meine Otti, ist es wahr — Du liebst mich noch — wir dürfen uns lieben?“

Und sie schaute unter Thränen glücklich lächelnd zu ihm empor und flüsterte in lieblicher Verschämtheit seinen Namen.

Eine zitternde Hand legte sich auf die Häupter der Liebenden. Frau Ottilie stand neben ihnen.

„Die Sterne der Jugend sollen Ihnen wieder auferstehen, Robert,“ sprach sie mit bebender Stimme, „die Ihnen durch meine Schuld Jahre hindurch trübe Nebel verhüllten. Wer die Sterne im Herzen trägt, dem werden sie niemals erlöschen.“

„Ottilie, meine edle, hochherzige Freundin . . .“

„Ich will es bleiben, Robert, Ihre treue mütterliche Freundin. Auch meine Sterne sind wieder aus der Nacht des Zweifels, des Hasses, der Selbstsucht

emporgetaucht, und wenn meine körperlichen Augen auch ewige Nacht umhüllt, um so heller strahlen die Sterne der ersten Liebe in meinem Herzen."

Otti schlang die Arme um den Nacken der Mutter, deren Hand der Professor ergriff und tiefbewegt an die Lippen führte.

## XIII.

Ein Jahr ist vergangen die Wälder des Harzes prangen in dem herrlichsten Grün des Frühsommers und die durch die Schneeschmelze des Brackengipfels wasserreichen Flüßchen und Bäche rauschen volltönend durch die zerissenen Felsenschluchten des Gebirges, durch die grünen, waldumkränzten Thäler der Ebene zu. Das einsame Forsthaus am Scharffenstein zeigt an dem sonnigen Junitage ein ganz besonderes Aussehen.

Mit Blumen und Tannenzweigen, Fahnen und Kränzen ist es festlich herausgeschmückt und hochoben auf der Ruine des alten Scharffenstein blähte sich ein mächtiges Banner in dem frischen Winde. Der Garten des Forsthauses ist von einer sonntäglich gekleideten Menge angefüllt. Aber in dieser Menge ging es nicht laut und lärmend zu, wie wohl sonst im Garten des Forsthauses an festlichen Tagen, sondern eine feierliche, ernste Stimmung ruhte über all den Menschen, die sich um den Platz unter den großen Lindenbäumen drängten,

um einem Herrn und einer jungen, in Glück und inniger Freude strahlenden Frau die Hände zu drücken und zu küssen. Und seltsam — wenn man die Menschen genauer beobachtete, dann bemerkte man bei ihnen allen fast den starren, verglasten Blick erloschener Augen der Blindheit. Männer und Frauen, Greise und Kinder — sie alle entbehrten in minderem oder größerem Maße des Augenlichtes, der herrlichsten Gottesgabe. Es waren die Bewohner des großen Blinden- und Augenkrankenasyls, das sich unterhalb des Scharffensteins in schöner, waldreicher Umgebung aus parkähnlichen Anlagen erhob, und sie waren gekommen, um dem Schöpfer und Leiter des Asyls, den berühmten Professor Robert Schaeffler, und seine junge Frau zu begrüßen, die Tochter der Stifterin jenes Asyls.

Freudig schaute die junge Frau zu der hohen Gestalt ihres Gatten empor, auf dessen ernstem Antlitz ein mildes Lächeln ruhte und dessen Lippen für jeden Leidenden ein tröstliches Wort sprachen. Und als er sie alle begrüßt, welche voller Hoffnung, getrösteten Herzens zu ihm emporsahen, führte er sein junges Weib zu dem Kreis der Freunde, welche sich in dem Staatszimmer des braven Hegemeisters und Försters Klingebiel versammelt hatten. Aber ehe die Neuvermählten in das Haus eintraten, blieben sie unter der bekränzten

Hausthür eine Weile stehen. Der Professor erfaßte Ottis Hände und schaute ihr ernst und forschend in die fragend zu ihm emporgerichteten Augen.

„Meine Otti,“ sprach er mit leicht bewegter Stimme, „ein neues Leben beginnt für Dich und für mich. Ein Leben des innigen Glükes, wie ich es bisher nie empfunden habe, aber auch ein Leben der ernsten, schweren, verantwortungsvollen Arbeit. Ich bin kein jugendlicher Schwärmer mehr, der mit Dir zu scherzen und zu tändeln vermag, mein Leben ist der Arbeit, der Hilfe für die Leidenden gewidmet. Oft wirst Du allein sein, meine Otti, wenn mich meine Arbeit in Anspruch nimmt, wirst Du mir verzeihen, wirst Du nicht ungeduldig werden ....“

Sie legte die Hand auf seinen Mund, während ein sanftes Lächeln ihr Gesicht überstrahlte.

„Wie kannst Du nur so sprechen,“ entgegnete sie, „Du böser Mann? Glaubst Du, ich wollte ein Leben des Müßiggangs an Deiner Seite führen, während Du in harter Arbeit ringst? Nein, laß mich theilnehmen an Deiner Arbeit, laß mich theilnehmen an den Wohlthaten, die Du den Armen und Hülflosen erweist, als Deine geringe Dienerin, als Deine treue Gefährtin. Ich vermag nicht viel, aber ich kann Dir

zur Seite stehen und den Unglücklichen Trost zusprechen, die Deine Kunst, Deine Wissenschaft von schwerer Krankheit heilen soll. Nicht drunten in der Villa am Schloßberg, nicht in der reichen, glänzenden Weltstadt ist mein Platz, sondern an Deiner Seite in dem Asyl auf dem stillen Scharffenstein. Und hier will ich leben, hier will ich wirken, mit der Mutter gemeinsam Dir und Deinem Werke in die Hände arbeitend."

Bewegt schloß der Professor die muthige junge Frau in die Arme.

„Viel Elend wirst Du sehen," sprach er gerührt, „viel Kummer und Noth und manches Menschen Augenlicht, manches Menschen Lebensfreude untergehen sehen in finstere Nacht."

„Ich fürchte die Nacht nicht, leuchten mir doch die Sterne der Liebe, die Sterne des Mitleids im Herzen."

„So komme mit mir, mein theures, tapferes, muthiges Weib! Und der Himmel helfe uns Beiden, daß wir niemals jener schönsten Sterne vergessen."

Er küßte Otti auf die Stirn, während sie sich innig an ihn schmiegte.

„Das glaub' ich," rief eine lustige Stimme, „daß eine solche Schäferstunde angenehmer ist, als zwischen

uns Grauköpfen in der festlich geschmückten Stube zu sitzen, wo einem alle Augenblick eine Fliege in den Wein fällt! Aber jetzt müßt Ihr uns schon das Opfer bringen, sonst wird die Suppe kalt.“

Es war der kleine Doktor Winter, der die Liebenden überrascht hatte.

„Sollte man's für möglich halten,“ fuhr er neckisch fort, „solch ein berühmter Professor und noch so verliebt . . .“

Otti flog in seine Arme und hielt ihm den Mund zu.

„Wir haben Ernsthaftes zusammen gesprochen, Onkel Doktor.“

„Ernsthaftes? Am Hochzeitstage? Das gilt nicht — das erlaube ich nicht! — Herein, Professor, in die gute Stube des alten Klingebiel — da geht es gar nicht ernsthaft zu!“

Er faßte den Professor am Arm und führte das Paar mit sanfter Gewalt in das Gastzimmer. Lautes Halloh! empfing das junge Paar; Herr Paul Barnitz stieg auf einen Stuhl und hielt eine „zündende Festrede,“ in der er jedoch nicht weit kam, denn der Hegemeister und Förster Klingebiel zog ihn am Frackschoß von dem Stuhl herunter und meinte lachend:

„Mit Verlaub, Herr Barnitz, die Suppe wird kalt. Ihre Rede können Sie beim Braten noch einmal halten."

„Anstoßen aber wollen wir doch auf unser junges Paar," rief Paul Barnitz. „Der Herr Professor und seine liebliche Frau Otti — sie leben hoch — hoch und abermals hoch!"

Jubelnd stimmte die Gesellschaft ein, umringte den Professor, indeß Otti das erröthende Antlitz am Herzen der Mutter barg, die ihr Kind mit sanftem Arm umfing.

Ende.

# Das geheime Goldland.

Roman von **Maurus Jókai.**

Oktav. 17 Bogen. Preis geh. 4 M., geb. 5 M. ord.

Welche Fülle von litterarischen Genüssen birgt dieser neue Roman des berühmten ungarischen Schriftstellers!

Der in Ungnade gefallene Oberst Oleg. Riumin, bekommt als eine Art Strafe die schwierige, bis jetzt noch von Niemand gelöste Aufgabe, die den Russen noch unbekannt gebliebenen Goldbergwerke des Kaukasus aufzusuchen. In der Kleidung eines Tscherkessen als lasistaner Troubadour mit der Zither um die Schulter, begleitet von einem ortskundigen Eingeborenen zieht der ehemalige hohe Offizier nach dem fernen Lande, dessen Goldfeldern er nachspüren soll.

Welch' packender Stoff für eine Phantasie wie sie Jókai zu eigen, dessen Erfindungsgabe so unerschöpflich, daß er hierin von keinem Romanschriftsteller der Welt übertroffen wird.

---

# Der böse Geist.

Roman in zwei Bänden von **A. G. von Suttner.**

Oktav. 28 Bogen. Preis geh. 6 M., geb. 8 M. ord.

Die „Wochenrundschau für dramatische Kunst, Literatur und Musik" schreibt über denselben:

Der Roman spielt sich zumeist in den Kreisen der höheren österreichischen Aristokratie, sowie in jenen der Offiziere einer kleinen Garnison ab. Unerwiderte Liebe und Eifersucht treiben einen Mann von nicht ganz makellosem Vorleben zu Frevelthaten, die fast an jene des Jago in Shakespeare's Othello erinnern.

Suttner versteht es meisterhaft den Knoten der überaus folgerichtig aufgebauten Handlung zu schürzen, auch weiß er stets in allen Theilen der Erzählung das volle Interesse für deren einzelne Personen rege zu halten.